MADAME DE BRANDEBOURG: HISTORISCHER ROMAN. 2

Bernd ¬von Guseck



Inhalt.

Madame de Brandebourg.



Erstes Capitel.

Der Sohn des Großen Kurfürsten.

Eine traurige Regenzeit war eingetreten. Der Rückfall zum Winter hatte freilich nicht lange ausgehalten, dann war der Thauwind von Süden gekommen und der Schnee rasch geschmolzen, aber wie die erfahrenen Landbewohner vorhergesagt, er hatte auch den andauernden Regen gebracht, welcher die Niederungen am Po mit ihren Reisfeldern ganz ungangbar machte. Fast zur selben Jahreszeit ist auch in unseren Tagen deshalb eine Kaiserliche Armee gezwungen worden, ihre Operationen, wo rasches Benutzen der Zeit so nöthig gewesen wäre, einzustellen. An einen Beginn der Belagerungsarbeiten vor Casale war vor der Hand gar nicht zu denken und Prinz Eugen, welcher das Hauptquartier zu Frassinetto nur selten verließ, sah einen Tag nach dem andern ungenutzt

verstreichen, ohne seinem Ziele näher zu kommen. Der Herzog von Savoyen war nach Turin zurückgekehrt und lebte dort sorglos der Freude, als stünde für ihn draußen im Felde gar nichts Ernstliches auf dem Spiele. Viele von den höheren Befehlshabern folgten seinem Beispiele, da ihre Truppen, wenn in engere Quartiere um die Festung verlegt, in Unthätigkeit verharren mußten — man nahm eben an, daß der Feldzug noch nicht begonnen habe und es war allgemein Sitte der damaligen Zeit, daß erst bei Eröffnung desselben sich die Generale an die Spitze ihrer Truppen stellten.

Auch der Prinz von Brandenburg war in Turin. Seit er zu Katharina Salmour das entscheidende Wort gesprochen und von ihr das gleiche empfangen hatte, hielt er sich mehr zurück; er hatte überhaupt nur dies eine Mal die Schwelle ihres Hauses betreten und die Welt wußte nichts davon, nach seinem jetzigen Benehmen konnte sie glauben, daß seine so offen hervorgetretene Leidenschaft bereits erloschen sei, vielleicht weil sie Widerstand bei der tugendhaften Gräfin erfahren hatte. Ihrer Tugend ließ man Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sie ihr auch nicht als ein Verdienst, sondern nur als das natürliche Ergebniß ihrer eiskalten Natur anrechnete. Der Prinz schien dadurch gänzlich abgekühlt, selbst Kapff wurde an seinem jungen Herrn irre, besonders weil

dieser, als er wieder mit ihm zusammen kam, kein Wort über den Vorfall sprach, welcher dem Stallmeister seine Gnade zu entziehen gedroht, so daß Kapff schon gefürchtet hatte, er werde ganz entfernt werden. Das war nun der Fall nicht, er that wieder seinen Dienst und die einzige Nachwirkung war, daß der Prinz gegen ihn die alte heitere Vertraulichkeit nicht mehr zeigte. „Wird sich schon wieder finden!“ dachte der Stallmeister unbesorgt. „Er hat sich jetzt auf das hohe Pferd gesetzt und will manifestiren, daß er der Sohn des Großen Kurfürsten und mein Herr ist. Auch gut! Wenn er doch nicht über die Barriere in das Rosengärtlein setzen will, so habe ich ihn durch meine mit Undank belohnte Capriole vor dem Cerberus-Chevalier wenigstens von einer Mondscheinliebe curirt, die ihn nur lächerlich machte.“

Der Prinz hatte es ganz in seine Brust verschlossen, was er Katharina gesagt, Niemand wußte, welchen Schritt er bei seinem Bruder, dem regierenden Kurfürsten, gethan hatte. Nur gegen Beaupré, zu dem sich mehr und mehr sein Vertrauen hinneigte, sprach er zuweilen ein Wort, aus welchem dieser entnehmen konnte, daß die Welt über ihn und seine jetzige Stimmung ganz falsch urtheilte. Er war zu jung und zu glücklich, um sich auch vor seinem nächsten und getreusten Begleiter immerdar streng zu hüten, auch konnte er

überzeugt sein, daß Beaupré am wenigsten ihn mißverstehen werde. In der Brust des ernsten Mannes lebte ja ein gleiches Gefühl, das hinausreicht über den Tod und das Grab.

Mit Ungeduld erwartete Karl Philipp die Antwort seines Bruders, obgleich er in seiner Leidenschaft an dessen Genehmigung nicht zweifelte. Er hatte ja Alles, was etwa gegen seine Verbindung eingewendet werden konnte, in seinem Schreiben berührt und, wie er glaubte, siegreich widerlegt. Endlich kam der Courier, den er abgesendet hatte, zurück. Es war der erste schöne Frühlingstag, nachdem die grauen Wolken, welche so lange die Sonne verhüllt, von einem frischen Ostwinde gebrochen und zerstreut waren. Der Prinz hatte, nur von Beaupré begleitet, einen Ritt weit hinaus auf die Straße nach Chivasso gemacht, welche weiter nach Mailand führt: von dorther mußte sein Bote kommen. Der Himmel über ihm schimmerte wie dunkler Saphir, die Sonne verklärte die schöne Gegend mit ihren goldenen Strahlen, Licht und Glanz, Freude und reges Leben überall: dem jungen Fürsten im seligen Bewußtsein seines Glückes ging das Herz auf und er sagte zu seinem Begleiter, indem er nach dem Crucifix zeigte, an welchem sie eben vorüberritten: „Wissen Sie noch, Beaupré, als wir vor acht Wochen nach Frassinetto be-

schieden wurden, was ich gerade an dieser Stelle zu Ihnen und zu — dem Andern sprach? Das wird sich nun bald erfüllen!"

Und wirklich, die Erwartung, die ihn freilich schon oft getäuscht, heut aber besonders lebhaft, wie eine untrügliche Ahnung beschäftigt hatte, daß nämlich sein Bote an diesem Tage kommen werde, ging endlich in Erfüllung, wenn auch nicht auf seinem Ritte, den er ziemlich weit bis über Cavoretto ausdehnte. Als er aber mißmuthig umgekehrt und in seiner Wohnung abgestiegen war, erhielt er die Meldung, daß Depeschen für ihn von Berlin angekommen seien: der Courier hatte also einen andern Weg genommen.

„Bleiben Sie, Beaupré," sagte der Prinz zu seinem Adjutanten, der entlassen zu werden erwartete.

In seinem Zimmer fand er das eigenhändige Schreiben seines Bruders, des Kurfürsten Friedrich. Mit einem leuchtenden Blick auf Beaupré, erbrach Karl Philipp das Siegel, er mußte ja die Bestätigung seiner Hoffnungen lesen. Beaupré theilte dieselben nicht. Der Prinz erstarrte, als er den Brief seines Bruders las. Derselbe versagte ihm nicht nur seine Einwilligung zu der „Mißheirath mit einer Unebenbürtigen," wie er sich ausdrückte, sondern befahl ihm auch, den Befehl über das kleine Corps, bei welchem unter den dermaligen Ver-

hältnissen für einen Prinzen des Hauses Brandenburg keine passende Stellung sei, dem ältesten Officier zu übergeben und nach Berlin zurückzukehren, wo er eine anderweitige ehrenvolle Bestimmung erhalten werde. Vergebens hatte der Kurfürst seinen Willen in der mildesten Form, ja in liebevollen Worten ausgedrückt, da er für seinen Bruder wirklich eine große Zuneigung hegte und in seiner Verirrung nur das Werk italienischer Intriguen sah: der Prinz konnte durch die Form nicht beschwichtigt werden. Sein erstes schreckhaftes Gefühl ging bald in ungemessenen Zorn über, als er seine Bitte, an deren Erfüllung sein Leben hing, mit so bestimmten Worten abgefertigt erblickte, und er sprach sich nun rücksichtslos gegen Beaupré aus.

„Eine Mißheirath nennt er das, wie sie im Hause Hohenzollern noch nicht vorgekommen sei!“ rief er, das Schreiben auf den Tisch werfend. — „Wer war die schöne Else, die Ahnfrau aller brandenburgischen Hohenzollern? War sie etwa eine Königstochter oder aus hochfürstlichem Geschlecht? Und wenn sie auch nach deutschem Begriff ebenbürtig war, hat meine Braut nach ihrer Abkunft nicht auch fürstlichen Rang? Was rede ich aber! Wäre sie selbst eines armen Bürgers Tochter, so stünde sie an Adel und Schönheit der Seele hoch über allen Frauen, welche Kronen tragen und ich würde von ihr

nicht lassen! Er ist mein Vater nicht, dem ich unbedingten Gehorsam schuldig wäre, ich bin so gut als Er der Sohn des Großen Kurfürsten und werde meinen Willen nicht sklavisch beugen!" In seiner stürmischen Heftigkeit hatte er kaum darauf geachtet, daß sich in Beaupré's Zügen eine ernste Besorgniß aussprach, jetzt hielt er inne und richtete seinen Blick auf ihn, als erwarte er eine Antwort oder eine Zustimmung. Der Adjutant senkte aber sein Auge und schwieg.

„Rede, Beaupré!" rief der Prinz. „Habe ich Recht?"

„Gnädigster Herr, der Kurfürst ist das Haupt Ihres hohen Hauses —"

„Das ist er, das werde ich ihm nicht streitig machen. Er ist mein Oberherr und ich werde seinen Befehlen gehorchen in allen Dingen, nur hier, wo er mir Alles rauben will, was auf Erden einen Werth für mich hat, kann ich meine Freiheit nicht in Fesseln schlagen lassen. Er ist falsch berichtet und ich glaube den Dienstfertigen zu kennen, der mir das gethan hat — mag er sich hüten vor mir! Sage mir nichts, Beaupré, mein Entschluß steht fest, keine Macht soll ihn hindern!"

„Bedenkt Euer Durchlaucht auch alle Folgen, welche ein solcher Schritt haben kann?"

„Welche Folgen könnten das sein? Will er mich

verbannen, wohl! An Katharina's Seite wird mir jede Stätte der Erde zur Heimath! Will er mich strafen, daß ich ihm in dieser Angelegenheit, die nur mich, mich allein angeht, den Gehorsam versage? Welche Mittel dazu stehen ihm zu Gebot? Ich werde mich zu vertheidigen wissen!"

„Der Kurfürst wird diese Verbindung niemals anerkennen!"

„Mag er das! Was kümmert mich seine Anerkennung, wenn ich vor Gott am Altare mit Katharina verbunden bin."

„Aber ein Machtspruch kann Eure Verbindung zerreißen, gnädigster Herr!"

Der Prinz fuhr heftig auf. „Nur der Tod kann das, eines Menschen Machtspruch nimmermehr! Redest Du mir so, Beaupré, welcher selbst das höchste Glück der Erde gekannt, selbst noch trauerst darum?"

„Ich möchte Euer Durchlaucht vor langer Reue bewahren —" sagte Beaupré bewegt. „Sie handeln gegen Gottes Ordnung, Gottes Segen kann nicht auf einem Bündnisse ruhen, das ihr trotzt."

„Der Segen ruht in ihm selbst!" rief der Prinz leidenschaftlich und bemerkte nicht, wie Beaupré's frommer Sinn durch seine frevelhaften Aeußerungen verletzt wurde. „Ja, ich trotze der ganzen Welt und ihren Satzungen

und wenn es Gottes Ordnung sein soll, daß ein Mensch mir wehren darf, mein Glück nach eigener Wahl zu suchen, nun so trotze ich ihr! Den Segen bringt mir die Liebe! Himmel und Hölle sollen mich nicht von ihr scheiden!“

„Ich bitte Sie, gnädigster Herr, lassen Sie sich nicht zu solchen unseligen Worten hinreißen!“ entgegnete Beaupré. „Sie fordern die Strafe heraus! Ihre Seele weiß nichts von dem, was Ihr Mund jetzt spricht!“

„Du bist ein treuer Mann!“ rief der Prinz und schloß ihn in seine Arme. „Habe ich geredet, wovon meine Seele nichts weiß, Du wirst mich besser kennen! Thue mir aber keinen Einspruch mehr — ich habe mir ja Alles reiflich überlegt, als ich meinem Bruder schrieb. Ich weiß wohl, daß meine Verbindung der Höhe, welche das Haus Brandenburg mit der Zeit und vor Allen durch meinen Vater erreicht hat, nicht entspricht, aber ich werde ja nimmer auch nur den entferntesten Anspruch auf den Kurhut haben und, so Gott mir Nachkommen schenkt, auch diese nicht, denn mein Bruder, der Kurfürst, hat bereits einen Erbprinzen und ich bin erst der dritte Sohn meiner Mutter. Ich verlange ja keinen Platz am Throne für mein Weib, ich werde sie niemals in den Ring meiner stolzen Verwandten führen, der sich ihr nicht öffnen will — und nun, Beaupré, keine Worte

mehr! Ich werde meinem Bruder durch eine That antworten. Will er sie nicht gutheißen, so kann er sie doch nicht ungeschehen machen!"

„Aber," wandte Beaupré nochmals ein, „glaubt Eure Durchlaucht, daß die Frau Gräfin von Salmour vor der entschiedenen Willensmeinung des Kurfürsten nicht zurückschrecken wird?"

„Glaubst Du, daß ich ihre Seele damit beunruhigen werde?" entgegnete der Prinz lebhaft.

„Gnädigster Herr!" sagte der Adjutant mit dem Tone des höchsten Erstaunens. „Es kann doch Ihr Ernst nicht sein, die Frau, welche ihr ganzes Schicksal in Ihre Hand gelegt, mit einer —"

„Mit einer Lüge zu hintergehen! Sprich es nur aus!" rief der Prinz, als Beaupré stockte. „Du bist der echte unbeugsame Hugenott! — Ich gebe Ihnen Recht," fuhr er nach einer Weile unruhigen Sinnens, das sich in seinen Zügen malte, fort. „Gegen meine Braut keine Unwahrheit! Kann ich auf Ihre Treue bauen, Beaupré?"

„Euer Durchlaucht bedürfen wohl keiner Versicherung, hoffe ich," erwiderte dieser.

„Wenn Katharina Alles von mir gehört hat und dennoch mein sein will, so soll unsere Vermählung gefeiert werden, nicht heimlich, sondern vor vielen Zeugen,

damit sie als rechtmäßige Markgräfin von Brandenburg anerkannt werden muß. Wollen Sie auf meine Verantwortung die Anstalten dazu treffen, und bis Sie darüber genau von mir die Weisung erhalten, unverbrüchliches Schweigen gegen Jedermann bewahren? Oder gedenken Sie mich auch zu verlassen? — Ich würde Sie nicht tadeln darum," setzte er rasch hinzu. „Sie urtheilen streng und meinen vielleicht Ihre Pflicht gegen den Kurfürsten zu verletzen, wenn Sie mir einen solchen Dienst erweisen. Ich glaubte freilich, daß Sie mir zu Liebe, da alle ihre Vorstellungen meinen festen Entschluß nicht erschüttern konnten, auch etwas thun würden, aber ich will Sie nicht in Versuchung führen: ich werde schon einen Andern finden, oder mir selbst helfen. Nur auf Ihr Schweigen rechne ich."

„Mein gnädiger Herr weiß, daß er auch sonst auf mich rechnen kann," sagte Beaupré mit Wärme. „Aber ich beschwöre Euer Durchlaucht, nichts zu übereilen, sondern, wenn eine ruhigere Stimmung bei Ihnen eingetreten ist, nochmals mit Ihrem Gewissen zu Rathe zu gehen. Sagt Ihnen dies, daß Sie recht handeln, so will ich mein Urtheil dem Ihrigen unterordnen. Ich habe nur als ein schlichter Mann gesprochen, der mit den Verhältnissen Ihres hohen Hauses nicht vertraut genug ist, um auf eine günstige Sinnesänderung des

Kurfürsten nach geschehener That zu hoffen. Wollen Euer Durchlaucht um jeden Preis auf Ihrem Sinne bestehen, so erwarte ich alsdann Ihre Befehle."

Der Prinz dankte ihm erfreut für seine Bereitwilligkeit, von einem nochmaligen Erwägen und Berathen wollte er aber nichts hören. „Und vergingen noch Monden und Jahre, ehe ich Katharina zum Altar führen dürfte," rief er, „mein Sinn kann sich nicht ändern! Nur der Tod kann mich von ihr scheiden!"

Er ließ auch nur einen einzigen Tag vorübergehen, ehe er mit ihr sprach, und auch den nur, weil er wußte, daß sie mit der Familie ihres Bruders nach dessen Landsitz in der Nähe gefahren war. Sobald er aber Gewißheit hatte, daß sie zurückgekehrt sei, ging er, wie damals, ohne Begleitung, zu schicklicher Stunde, wo ihn alle Welt sehen konnte, nach der Piazza San Carlo. Daß man sein Verhältniß zu Katharina bereits im Sinne der unlautern Strömung an diesem Hofe beurtheilt hatte, daß man es gar nicht anders für möglich hielt, wußte er aus den schonungslosen Neckereien des Herzogs, aus einer schalkhaften Anspielung der Gräfin Verrua, welche vielleicht mit Freuden annahm, daß auch eine Salmour nicht besser sei, als sie, ja sogar aus einer gut gemeinten, halb scherzhaften Warnung des Prinzen Eugen, sich nicht von einer Armida das Ritterschwert entwinden zu lassen.

Dem Herzoge hatte er freimüthig geantwortet, daß er die Ehre der Gräfin Salmour so hoch halte, als seine eigene; die Verrua, die er zwar in manchem Kreise des Adels gesehen, nie aber, so nahe es ihm gelegt worden war, zu den kleinen Festen, die er selbst in seinem Hause gab, eingeladen und dadurch wahrscheinlich beleidigt hatte, konnte er keiner offenen Entgegnung werth halten, er hatte ihre Anspielung hingenommen, als sei er zu einfältig, ihren Sinn zu fassen und sie war doch zu fein gewesen, dreister damit hervorzutreten, dem Prinzen Eugen endlich hätte er gesagt, er werde mit dem Schwerte zur Hand sein, sobald der Herr Feldmarschall nur erst die Heertrompete erklingen lasse, worauf er aber von einem Tage zum andern vergeblich harre. Daß er durch seine abweisenden Worte oder durch sein zurückhaltendes Benehmen der letzten Zeit die Lästerung der Welt zum Schweigen gebracht habe, konnte er nicht hoffen, aber mochte sie denken was sie wollte, mochte sie seinen Besuch bemerken und noch so schlimm deuten, bald sollte sie ja aus ihrem Argwohn gerissen und Katharina glänzend vor Aller Augen gerechtfertigt werden, um so glänzender, je weniger man einen solchen Ausgang für möglich gehalten hatte!

Zum ersten Male sollte er heut die Geliebte ohne Zeugen sprechen. In allen Gesellschaften, wo er mit ihr vereinigt gewesen, hatten Hundert Augen verstohlen oder

unverhehlt ihn bewacht und wenn es ihm auch oft gelungen war, mit Katharina mitten in geräuschvoller Umgebung eine längere Unterhaltung zu führen, in letzter Zeit Worte der innigsten Beziehungen zu wechseln, immer doch hatte er des Zwanges, der auf ihm ruhte, nicht vergessen können. Als er endlich das Wort, das ihn mit Katharina auf immer verband, in ihrem Hause zu ihr gesprochen hatte, war es in Gegenwart der Tante geschehen, welche sie auch später nicht verlassen hatte. Heut fand er Katharina allein und sie besann sich keinen Augenblick, ihn anzunehmen. Sie war ja vor Gott seine Braut. Als er jedoch eintrat und sie mit dem vollen Ausdruck seiner Liebe begrüßte, konnte sie ihre Verwirrung nicht bemeistern und ihr war, als habe sie ein Unrecht gethan.

„Meine Geliebte, meine Braut!“ sagte er, selbst außer Fassung und nahm ihre Hand, die er leise küßte.

Sie hob ihre Augen innig zu ihm empor, voll des unschuldigsten Vertrauens.

„Willst Du mich hören, Katharina? Ich habe Dir viel und Wichtiges zu sagen — ich werde Deine Liebe zu mir prüfen — wird sie auch diese Prüfung bestehen?“

Sie lächelte mild und zärtlich. „Stellt mich auf die Probe!“ erwiderte sie mit fester Zuversicht, daß sie nicht wanken könne.

„Mein Bruder hat geantwortet“ — sie erbebte und erröthete, ihre Augen hingen in banger Erwartung auf seinem Antlitze, das ihr doch eine glückliche Kunde zu verheißen schien. „Er hat meine Bitte — abgeschlagen, Katharina! Hat seine Einwilligung zu unserer Verbindung versagt — Du erbleichst, meine Geliebte? Kannst Du wähnen,“ fuhr er rasch und feurig fort, „das könne nur eines Atoms Gewicht für mich haben, könne unser Glück hindern?“

„Sprecht so nicht, theurer Herr!“ entgegnete sie bebend. „Wollt Ihr Euch dem Willen Eures Fürsten widersetzen? Ich Arme soll die Ursache sein, Euch mit Eurem Bruder, der Gewalt über Euch hat, mit Eurem erlauchten Hause zu entzweien? Nimmermehr! Ihr wißt, daß ich Euch schon Alles das gesagt habe, daß ich Euch — zu wahr und innig liebe, um Euch solche Trauer, solche Gefahren zu bereiten! Nur, wenn unserer Verbindung nichts im Wege stehe, erinnert Euch, gnädiger Herr, daß ich unter dieser Bedingung allein Euer Wort nahm und Euch das meine gab —“

„Wie sprichst Du auf einmal so kalt und fremd!“ rief der Prinz schmerzlich. „Warum dieser Ton wieder — Du hast mich Du genannt und Deinen Verlobten! Ist das die Liebe, welche jede Prüfung bestehen sollte?“

„Sie ist es!“ entgegnete Katharina tief bewegt.

„Sie wird sich eben dadurch bewähren! Laßt mich entsagen — Ihr werdet diese Zeit vergessen oder ruhiger an sie denken — Ihr werdet ein anderes Glück finden, so reich, so unendlich, wie mein heißes Gebet es nur für Euch erflehen kann!"

„Nimmermehr! sag' ich wie Du. Kein Glück, für mich als mit Dir, meiner Seelen Seligkeit für Dich, wenn es sein muß!" rief er leidenschaftlich. „Ich schwöre."

„Frevelt nicht!" sagte sie entsetzt, ihren Arm auf seinen zum Schwur erhobenen Arm legend. Da umschlang er sie und zog sie an seine Brust. — „Katharina!" sprach er mit bebender Stimmung. „Du kannst mich nicht um dieses nichtigen Vorurtheiles willen verstoßen. Wenn wir uns lieben und glücklich sind, nichts von der Welt wollen und nicht nach ihr fragen, was kümmert uns ihr Einspruch? Ich habe Dir ewige Liebe und Treue gelobt, habe um Deine Hand geworben und Du hast mir Dein Wort gegeben, gleichviel unter welchen Bedingungen! Niemals werde ich Dir entsagen, ich kenne keine Trauer und keine Gefahr, als Dich zu verlieren? Sprich meine Geliebte! Denkst Du anders? Willst Du nicht treu mit mir ausharren bis zum Tode, wie Du gelobt hast?"

Sie weinte still an seiner Brust, sie hatte die Kraft nicht mehr, seinen Bitten und Beschwörungen zu

widerstehen; in ihrem Herzen lebte ja auch die Ueberzeugung, daß ihre Liebe stark genug sei, Alles zu tragen, was über sie verhängt werden könne im Kampfe mit den Vorurtheilen der Welt.

„Willst Du mein Weib sein, mit mir Freud' und Leid theilen?" fragte er, indem er sie fest umschlossen hielt, als solle keine Macht sie von ihm trennen.

„Ich will es?" antwortete sie leise und er athmete hoch auf aus beseligter Brust.

„Meine Braut! Bald mein Weib!" rief er. Sie hatte sich sanft aus seinem Arm gelöst und gab ihm jetzt, unter Thränen noch, aber mit einem freien muthigen Aufblick die Hand.

„Ich bin Dein!" sagte sie. „Du sollst mein Schicksal bestimmen."

So war der Bund geschlossen, welchen in kürzester Zeit der Segen der Kirche weihen sollte. Ruhiger konnte der Prinz jetzt seine Pläne für die Zukunft mit Katharina besprechen. Wie er seinen Bruder kannte, glaubte er nicht, daß er durch eine erneute Bitte von seinem ausgesprochenen Entschluß sogleich zurückzubringen sei, auch mußte er wohl erwarten, ihn durch den Widerstand gegen seinen Willen und den Schritt, welchen er zu thun im Begriff stand, schwer zu reizen, indessen war bei seinem Charakter doch zu hoffen, daß er mit der Zeit verzeihen

und was er nicht mehr ändern konnte, durch seine nachträgliche Genehmigung gut heißen werde. Standen ja doch ähnliche Beispiele, wenn auch nicht im Hause der Hohenzollern, so doch im Kaiserhause, bei den Wittelsbachern und Andern, dem Prinzen jetzt vor der Seele und er hoffte, daß auch sein Bruder die Großmuth des edlen Kaisers Ferdinand nachahmen möge. Vor der Hand sollte der Zorn des Kurfürsten ihn wenig kümmern, einen Gewaltstreich hatte er von ihm gewiß nicht zu befürchten. Dies besonders und die Hoffnung auf eine nicht zu ferne Versöhnung hob er gegen Katharina hervor; mit den Besorgnissen, welche ihm vor der Seele schwebten, wollte er ihr Gemüth nicht beunruhigen. Diese betrafen besonders den Befehl, den er erhalten hatte, sein Commando in Italien niederzulegen und nach Berlin zurückzukehren, wo er eine andere Bestimmung gewärtigen sollte. Gegen diesen Befehl entschieden ungehorsam zu sein, kam nicht in seinen Sinn: er war Soldat im Kriegsdienste seines Fürsten und im Hause Brandenburg war es noch nicht vorgekommen, daß ein Prinz den militärischen Gehorsam verweigert hätte.

Aber Zeit ließ sich gewinnen. Er hatte schon an den Kurfürsten ein neues Schreiben abgesandt, worin er ihn mit Umgehung seiner Herzensangelegenheit dringend gebeten, ihn wenigstens bis zur Eroberung von Casale

in seinem Commando zu belassen, er hatte ihm mit feuriger Beredsamkeit vorgestellt, wie es seiner Ehre nachtheilig sein würde, in dem Momente, wo die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, abberufen zu werden, gleichsam als halte es der Kurfürst für einen Mißgriff, ihm den Befehl seiner Truppen anvertraut zu haben. Wenn Casale gefallen sei und sein Herr und Bruder dann noch auf seinem Beschlusse verharre, werde er ungesäumt demselben nachkommen und zu Berlin seine weitern Befehle entgegen nehmen. Es schien dem Prinzen selbst nicht ganz lauter, daß er in diesem Schreiben seinen Bruder eigentlich glauben ließ, er habe sich in anderer Beziehung seinem Willen gefügt und den Gedanken einer Vermählung unter seinem Stande aufgegeben, darum sagte er auch davon seiner Braut nichts, sondern schilderte ihr nur, wie er nun in den nächsten Tagen mit ihrer Einwilligung die Vermählungsfeier zu veranstalten und sie später, wenn der Feldzug beendigt sei, auf eins der Güter im Clevischen, die ihm zum eigenen Besitzthum überwiesen worden, als seine Gemahlin zu führen gedenke, um dort mit ihr im ungetrübten Glücke zu harren, bis sein Bruder zu bessern Gedanken gekommen sei. Katharina lauschte ihm in stiller Freudigkeit der Seele und als die Tante jetzt zurückkehrte, erschrocken über die Anwesenheit des Prinzen, konnte sie ihr erklären, daß in

wenigen Tagen ihr Bund des Geheimnisses nicht mehr bedürfen werde. Die Tante war über diese Mittheilung entzückt; sie erfuhr erst, nachdem der Prinz sich entfernt hatte, wie doch nicht Alles so stand, als sie gehofft und konnte nun ihre Sorgen um Katharina's Zukunft nicht unterdrücken: sie traute der Beständigkeit des Prinzen nicht einmal, die welterfahrene Frau hatte zu viele Beispiele erlebt, wie Fürstenliebe gar flüchtig verrauschen kann und dann im besten Falle nur das Gefühl der kalten Pflicht übrig bleibt, welches dem Frauenherzen keinen Ersatz für das verlorne Glück zu bieten vermag. Indessen liebte sie ihre Nichte zu sehr, um sie mit diesen Besorgnissen zu ängstigen, besonders da nichts mehr zu ändern war: mit wehmüthigem Lächeln blickte sie zu ihr empor, als diese begeistert davon sprach, wie sie sich ihre Zukunft dachte. Arme Katharina!

Dem Prinzen, als er über den Platz ging, raschen Schrittes, ohne rechts oder links zu sehen, nur mit den süßen Bildern seines Innern beschäftigt, trat ein Fremder an und fragte ihn, ob er aus dem Hause der Gräfin Salmour komme? Es mochte dem jungen Fürsten verwunderlich sein, in dieser Weise, an die er nicht gewöhnt war, angeredet zu werden, noch mehr verdroß ihn die Frage selbst und er maß den jungen hochgewachsenen Mann, der sich dazu erdreistet hatte, mit einem stolzen Blicke. — „Kennt Ihr mich?“ entgegnete er kurz.

„Nein,“ war die Antwort und der Prinz war allerdings so einfach gekleidet, daß niemand seinen Rang an seiner äußern Erscheinung vermuthen konnte, wenn er deren Adel nicht als ein Vorrecht hoher Geburt ansah.

„Nun so habt Ihr kein Recht zu dieser Frage!“ sagte Karl Philipp, indem er seinen Weg fortsetzte. Der Fremde schien Lust zu haben, ihm denselben zu vertreten, besann sich aber und blickte ihm eine Weile nach, dann wandte er sich rasch um und schritt über den Platz nach demselben Hause, das der Prinz kaum verlassen hatte. Er klopfte an, nicht allzulaut und mußte eine Weile warten, ehe ihm geöffnet wurde.

„Ei, Herr Raymond!“ rief der Diener, welcher die Pforte vor ihm aufthat. „Sieht man Euch auch einmal wieder in Turin? Aber Ihr schaut blaß aus — seid Ihr krank gewesen?“

„Ist die Gräfin zu Hause?“ fragte der junge Mann, ohne die letzten Worte des Dieners zu beachten. —

„Ja, doch hat sie verboten, Jemand zu melden,“ erwiderte dieser. „Wenn sie aber hörte, daß ich Euch abgewiesen hätte, würde sie mich schelten. Ich will wenigstens die Frau Marchesa fragen.“

„Melde mich bei der Marchesa, nicht bei der Frau Gräfin," sagte Raymond.

Die Tante war etwas betreten, als ihr Herr von Rocheplate gemeldet wurde. Mit frauenhaftem Scharfblick begabt, hatte sie früher in der Seele des heranwachsenden Jünglings gelesen, als er wohl selbst über sich klar geworden war und eine Aeußerung, welche die Gräfin von Verrua vor einiger Zeit gegen sie gemacht hatte, ließ sie jetzt eine gefährliche Verwickelung fürchten. Es war ihre Pflicht, hier vorzubeugen, aber das mußte klug geschehen, um nicht vor der Zeit zu enthüllen, was noch nicht offenbar werden sollte. Wenige Tage nur — sie dankte Gott dafür, daß wenigstens die Zeit der phantastischen Nebelbilder, vor welchen ihr gegraut, vorüber war.

„Willkommen in Turin, Raymond," sagte sie mit der alten Herzlichkeit zu Rocheplate, als dieser zu ihr eintrat. „Seid Ihr endlich auch einmal wieder von Euren Bergen niedergestiegen, nun der Schnee bei Euch schmilzt? Wie geht es Euch? Ihr seid ein berühmter Held geworden, wie mir der Herzog gesagt hat."

„Der Herzog will von unsern Heldenthaten nicht viel rühmen," erwiderte Rocheplate, nachdem er ihr die Hand geküßt hatte. „Er hat mich nach Turin beschieden, um uns seine Unzufriedenheit kund zu geben."

„Nicht möglich!" rief die Tante. „Alle Welt ist

voll davon, welchen Schaden Ihr den Franzosen zugefügt habt!"

„Zuviel, gnädige Frau," entgegnete er. „Das ist es eben. Wir schlichten Alpenbauern hätten uns besser unterrichten sollen, wie der Wind hier unten weht. Ich wäre selbst noch im Unklaren darüber, wenn mir nicht eine Botschaft vom Feinde die Augen geöffnet hätte, eine Botschaft des Commandanten von Pignerol an mich, den armen Jäger. Das Spiel ist aus. Doch ich langweile Euch mit diesen Dingen, das Herz war aber voll und lief über."

„Ich verstehe nicht ganz, was Ihr meint. Das Spiel ist aus und der Herzog hatte Euch herbeschieden, um Euch seine Ungnade zu bezeugen, daß Ihr zu ernstlich für ihn gestritten habt?"

„O nein, so klar nicht. Seine Ungnade habe ich überhaupt nicht zu beklagen, im Gegentheil — — aber wie ich von dem französischen General, der mich zu einer Unterredung einladen ließ, mit seinem Ehrenwort vernommen habe, sollen schon Friedensunterhandlungen im Werke sein, so daß jeder Blutstropfen, der noch vergossen wird, ein unnützes Opfer wäre. Ich mußte dem Herrn wohl glauben, da ich ihn wieder erkannte, wie er mir auch lachend zugab. Denkt Euch, Frau Marchesa, ich bin ihm bei meinem letzten Ritt nach Turin begegnet, dem Herrn

General-Lieutenant von Tessé in Postillonstracht und nicht etwa als Spion, auf die Gefahr hin, gehängt zu werden, sondern mit Vorwissen des Ministers Saint Thomas, mit welchem er diese List verabredet hatte. Herr von Tessé belehrte mich auch darüber. Nun konnte ich aber doch ohne Befehl des Herzogs, meines Herrn, nicht die Waffen ruhen, nicht jede schöne Gelegenheit, den Franzosen Abbruch zu thun, vorübergehen lassen; die Thalleute fingen bald einen Courier ab, der von Pignerol nach Casale unterwegs war und nahmen ihm seine Depeschen, diese wären eröffnet und gelesen worden, wenn ich es nicht verhindert hätte: ich schickte sie unerbrochen an den Herzog und dieser ließ mich darauf nach Turin kommen, wo er mir für meinen Eifer dankte, mir in Val di Lucerna einen schönen Lehnhof schenkte und mir sonst viele Gnade verhieß — —, aber doch mich bedeutete, daß der Krieg im Gebirge einen zu erbitterten Charakter annehme, und aller Religionshaß dabei erwacht sei, der blind mache, Freund und Feind zu unterscheiden; dadurch werde das Friedenswerk, das doch endlich auch diesem Kriege ein Ende machen müsse, nur erschwert und ich solle das Meinige thun, um die verwilderten Thalleute zur Mäßigung, oder noch besser, zu einer gänzlichen Waffenruhe zu vermögen, bis die Armee mit der Eroberung von Casale fertig sei. Dann

sollten mir neue Befehle zugehen. Ich habe Euch Alles vertraut, Frau Marchesa, weil ich von frühern Zeiten her durch Eure Güte daran gewöhnt bin — aber ich wünschte auch, daß Ihr der Frau Gräfin davon Kunde gäbet, um von ihr, wenn sie selbst Nachrichten aus Angrogna bekommt, nicht verkannt zu werden."

„Soll ich meiner Nichte —" fragte die Tante etwas zögernd — „nicht sagen, daß Ihr hier seid —?"

„Nein, Frau Marchesa," erwiderte Raymond und es hätte der Tante, auffallen müssen, daß er so kurz, ohne eine Erklärung ihr Erbieten ablehnte. Nach einem momentanen Schweigen setzte er aber hinzu: „Ich weiß, daß die Frau Gräfin verboten hat, ihr Jemand zu melden."

„Ein Andermal denn — Ihr bleibt doch länger in Turin?"

„Der Herzog — will mich noch einmal sprechen, er hat befohlen, daß ich Turin nicht früher verlasse. — Meine gütige, mütterliche Freundin," brach er auf einmal nach sichtlichem Kampfe aus — „Ihr zürnt mir nicht, daß ich Euch so nenne, denn Ihr seid es mir von meiner verlassenen Knabenzeit an gewesen — ist es wahr, was sich die Stadt erzählt, was ich sogar aus dem Munde eines Gassenschreibers habe vernehmen müssen?"

„Raymond!" entgegnete die Tante in höchster Verlegenheit. „Was ist Euch plötzlich? Was meint Ihr!"

„O ich bedarf keiner Antwort mehr, Eure Züge können nicht täuschen!“ rief er. „Ich habe ja auch gar kein Recht weiter zu fragen. Der Herzog hatte noch weniger ein Recht mir — doch ich werde irre! Nehmt, was Ihr gehört habt, für sinnloses Geschwätz! Sollte aber der Herzog etwas thun oder sagen, was mich betrifft, so glaubt, daß es ohne mein Wissen und Wollen geschieht —“

„Mein Sohn, mein lieber Raymond! Ich bitte Euch, redet nicht in dieser bittern Weise. Was die Stadt sich erzählt — ich weiß es nicht und kann es nicht ändern — aber wenn Ihr noch in Turin eine Zeitlang verweilt, wenige Tage nur, so werdet ihr Alles im rechten und reinen Lichte sehen! Hier meine Hand darauf.“

Raymond ergriff ihre Hand, die sie ihm bot, er küßte sie wiederum und fühlte sie zittern. Kein Wort sprach er mehr, sondern neigte sich stumm vor ihr und schied.

„Ihr werdet Turin doch nicht verlassen, ohne mich noch einmal zu sprechen?“ fragte sie, als er schon an der Thüre war.

„Wie es mein Schicksal bringt!“ erwiderte er, indem er sich nochmals nach ihr umwandte. Sie war erschüttert von dem Ausdrucke seines bleichen Gesichts.

Zweites Capitel.

Die Vermählung.

Es war ein wunderschöner Tag im Mai, ein Sonntag. Die Bevölkerung von Turin genoß ihn im gewohnten heitern Treiben, in allen Arcaden, welche sich längs der Häuser hinziehen, unter den Portiken, auf den Straßen schwärmte es von fröhlichen Menschen, auf den Treppen vor den Kirchen lagerten Andere im süßen Nichtsthun, überall hörte man lautes Stimmengewirr und munteres Gelächter, zuweilen auch heftiges Geschrei und Gezänk. Vor den Thoren sah man Spaziergänger, die Männer mit der Jacke über der Schulter hängend, die Frauen und Mädchen im Sonntagsschmuck, mit bunten Bändern, den Strahlenpfeil im schwarzen Haar, rothe Korallenschnüre um den gebräunten Hals und in vielen Reihen herabhängend bis auf den vollen Busen,

im straffen, schneeweißen Brusthemdchen. Wo freie Plätze waren, spielten die Burschen eifrig Boccie oder Ballon. Wer das italienische Straßenleben in seiner vollen charakteristischen Regsamkeit noch nie gesehen hat, kann sich schwer einen Begriff davon machen: Turin, das von den andern Städten nüchtern und kalt genannt wird, das wahre Abbild des piemontesischen Wesens, zeigte noch lange nicht das Leben, wie es in Rom oder Neapel pulsirt, aber die Deutschen, welche eben in der Hauptstadt des Herzogs von Savoyen weilten, waren doch von dem fremdartigen Gebahren, das ihnen überall entgegen trat, verwundert und im Ganzen nicht eben angezogen. Es fehlte ihnen darin die Behaglichkeit, Alles kam ihnen so gereizt und leidenschaftlich vor, als könne der geringste Anlaß diese noch eben lustig lärmende Volksmenge zum wildesten Aufruhr entzünden.

In diesem Sinne äußerte sich auch der Prinz von Brandenburg, der im offenen vierspännigen Hofwagen mit seinem Adjutanten und Stallmeister, von Lakaien in großer Livree auf dem Bock und Bedienentritt begleitet, durch die Dora=Vorstadt nach dem herzoglichen Lustschloß Lä Veneria fuhr. In der engen Straße des Borgo sowohl, als in der Allee hinter der Brücke sah er viele Menschen, welche gleichsam Spalier für ihn machten und ihn anstarrten, ohne ihre laute Ausgelassenheit auch

nur einen Moment zu unterbrechen. Die Meisten kannten ihn schon, denn seine hohe Gestalt und jugendliche Schönheit hatten längst die Aufmerksamkeit der Chinesen auf den deutschen Prinzen gelenkt, und selbst unter dem gemeinen Volke, besonders dessen weiblichem Geschlecht, wurde viel über ihn und sein Thun und Lassen gesprochen. Heut erregte es großes Wohlgefallen, daß er so prächtig in Scharlach und Gold geschmückt war und so freundlich den Hut von seinen schönen Locken zog, wenn er aus einer Menschengruppe mit schallenden Evviva's und geschwenkten Beutelkappen gegrüßt wurde. Selbst hübsche Frauen winkten ihm Grüße zu und dieser italienische Händegruß, wer ihn nicht kennt, ist wohl geeignet, einen Fremden in Erstaunen zu setzen, denn er scheint heran zu winken, wie eine lebhafte Lockung.

„Heut ist Sonntag, nicht wahr, ihr dummen Menschen, deshalb hat er sich so geputzt?“ rief ein kleiner ältlicher Mann, der in seiner Umgebung das Orakel zu sein schien. „Putzt ihr euch nicht auch Wochentags, wenn ihr gute Freunde und Freundinen bewirthet? Ihr thut es nur nicht oft, ihr geiziges Volk. Der Prinz giebt seiner Donna heut ein Fest und wenn ihr nicht so schreien wolltet, würde ich sie euch zeigen, wenn sie kommt. Seht ihr denn nicht, daß noch mehr Karossen kommen? Der Prinz muß der Erste sein, um seine Gäste

zu empfangen — und die Frau Gräfin wird vielleicht zuletzt sich zeigen, aber deshalb ist sie doch die Göttin Venus! Wenn ihr das versteht, lieben Freunde. Mars und Venus!"

„Aber das Schloß gehört ja dem Herzoge! Wie kann er da gastiren?" schrien sie um ihn her. „Der Herzog ist der Wirth — und der schöne Prinz mit seiner Venus bei ihm zu Gaste! Sie sollen leben!"

„Kommt, Andrea!" sagte des kleinen Mannes Begleiter, indem er ihn unsanft am Arme faßte. „Ich habe nicht Lust, mit Euch hier zu stehen. Führt mich dahin, wo Ihr es mir versprochen habt."

„Wir kommen noch zu rechter Zeit, Herr," antwortete Andrea. „Das Anfahren der Wagen dauert sehr lange und wir können uns unterdessen postiren." Er zog sich aber doch aus dem Haufen zurück, von welchem er, der allgemein bekannte und gesuchte Mann, festgehalten worden war und fertigte nur noch einige Fragen und Scherzreden, die man ihm nachrief, in seiner Manier ab, die gewöhnlich ein lautes Gelächter erregte. Die gemeinen Italiener sind in ihrer guten Laune, wie die Kinder, freilich auch so ungezogen — man muß sich nur nicht darüber erboßen, sondern mit ihnen, wie mit Kindern umgehen. Andrea Malfatti, der Gassenschreiber, bedurfte dieser Lehre nicht, er selbst war nicht anders, und darum so beliebt.

Ueber das Fest in der Veneria war er gut berichtet, er hatte seine Kundschaft nicht blos unter der niederen Volksklasse, sondern stand auch in Verbindung mit der Dienerschaft in den meisten vornehmen Häusern bis zu den Hoflakaien hinauf — vielleicht vermittelte er als ein geschickter und unverdächtiger Vertrauensmann hier und da Angelegenheiten, die Niemand ahnte. So wußte er heut, daß der Prinz von Brandenburg den Herzog gebeten hatte, in dessen reizendem Lustschlosse ein kleines Fest geben zu dürfen, — wem zu Ehren, darüber konnte wohl kein Zweifel sein. Aber die Bedeutung dieses Festes war freilich dem armen Schreiber verborgen geblieben, wie sie selbst dem Herzoge ein Geheimniß war.

Der Herzog war nicht dazu eingeladen. Karl Philipp hatte ihm offen gesagt, daß es nur eine kleine Gesellschaft sein werde, und er damit von den Adelsfamilien, in deren Häusern er am Meisten gewesen sei, Abschied nehmen wolle, ehe er sich in das Lager seiner Truppen begebe. Der Herzog hatte ihm beigepflichtet, daß er ihn nicht gebeten sein Gast zu sein, weil dann die Einladungen noch bedeutend hätten ausgedehnt werden müssen, in kleinen Zirkeln amüsirt man sich immer am besten. Daß er niemals zu diesen in seinem Hause die Gräfin Verrua aufgefordert, obgleich er mit ihr bekannt geworden war und sie, abgesehen von Manchem,

für eine ganz angenehme Frau erklärt hatte, war dem Herzoge zwar unlieb gewesen, da er mit einer gewissen Eifersucht darauf hielt, daß ihr nicht die äußere Rücksicht versagt werde, er hatte jedoch bald eingesehen, daß der Prinz noch in altdeutschen Vorurtheilen befangen sei und der Grund, warum er die Verrua ausschließe, wohl aus derselben Quelle komme, die sie auch für gewisse Tage vom Hause Balbiani fern halte. Ueberdem hatte ja der Brandenburger seine Einladung nicht auf die ganze vornehme Welt von Turin ausgedehnt, sondern sich mit fürstlicher Ungezwungenheit eine Auswahl gestattet, wodurch er freilich mehrfach beleidigt haben mochte; die Gräfin Verrua war also doch nicht die Einzige, die er zurückgesetzt hatte. Heut war sie am wenigsten berechtigt gewesen, nachträglich noch in den kleinen Zirkel, den er nach der Veneria geladen, aufgenommen zu werden, und doch hatte sie es glühend gewünscht und den Herzog geradezu gebeten, es durchzusetzen. Dieser hatte dies Ansinnen lachend abgelehnt: „Tröste Dich mit mir, Angiolina!"

„Ich werde doch dabei sein!" war ihre bitterböse Antwort gewesen, die er natürlich nicht für Ernst genommen und durch eine lustige Ausmalung der Schicksale eines ungebetenen Gastes verspottet hatte.

In der schönen Stätte, wo der Prinz die Geliebte

zum ersten Male gesehen hatte, wo ihm das Glück seines Lebens aufgegangen war, sollte der Bund zu einem unauflöslichen geweiht werden. Von Allen, die er zu Zeugen eingeladen hatte, wußte nur sein treuer Beaupré, welcher alle Anstalten dazu getroffen, und Katharina's Tante um den Anlaß des Festes. Der Erbprinz von Hessen war unter den Gästen, vom Turiner Adel die Familien Rocca, Vercelli, Teano und andere, natürlich auch Katharina's Bruder, der Marchese Balbiani mit seiner Gemahlin. Alle erschienen in festlichem Schmuck, wie es der hohe Rang des Gastgebers bedingte, aber Katharina in ihrem weißen Atlasgewande mit dem reichen Besatz von kostbaren Spitzen überstrahlte die übrigen Frauen an Glanz und Geschmack, und die vorgefaßte Meinung, welche selbst Frauen, die ihr wohl wollten, im Stillen hegten, ohne ihr im Mindesten daraus einen Vorwurf zu machen, konnte durch ihre heutige Erscheinung nur bestärkt werden. Man sagte sich, daß man die Gräfin noch niemals in so reizender und zugleich prachtvoller Toilette gesehen hatte, auch bei den größten Hoffesten nicht, und ihre Schönheit schien heut eine wahrhaft überirdische Verklärung zu haben. Das war der süße Zauber eines heimlichen Liebesglücks! Konnte dies Glück aber in der That noch ein heimliches genannt werden? Seht doch den Blick, mit welchem

der Prinz sie empfängt, als sie gewiß im vollen Bewußtsein ihrer sieghaften Reize, aber äußerlich so anmuthig bescheiden eintritt, hinter sich den kleinen „Chevalier," die Tante Pia, welche stolz ist auf ihre Nichte — seht die Begrüßung des schönen Paares, das so recht für einander geschaffen scheint: wie strahlen die Augen der reizenden Frau, als sie zu dem Prinzen aufblickt, der ihre Hand küßt! Das kann man unmöglich noch verstohlen nennen: es ist kein geheimes Liebesglück mehr, die Welt mag es wissen und sie darum beneiden, denn es wäre nur zu beklagen, wenn sie sich nicht gefunden hätten!

Urtheilen alle so, welche Zeugen dieser Begrüßung waren? Das Volk, welches draußen vor dem Garten sich, wie es konnte, das Zusehen beim Feste möglich gemacht, hatte Beifall geschrieen und geklatscht, als die schöne Gräfin Salmour, deren Anzug den Schaulustigen mächtig imponirte, in dem freien Raume erschien, wo der Prinz seine Gäste empfing. Der Tag war so schön, daß auch die Tafel im Freien aufgeschlagen war, in einem jener luftigen, hochgewölbten Laubengänge, wo der erquicklichste Schutz gegen die Sonnenstrahlen herrschte und doch die Breite der großartigen Anlage und ihrer grünen, hohen Blätterthore als Verbindungen mit andern Heckenräumen die freiste Bewegung erlaubte. Auch

die Zuschauer, denen in großmüthiger Weise die Annäherung gestattet war, hatten hier einen guten Ueberblick der vornehmen Gesellschaft. Heut sind diese öffentlichen Mahle, wo Jedermann, wenn es ihm Vergnügen macht, die Herrschaften speisen sehen kann, nur hier und da noch üblich, sonst war das gar häufig der Fall. Die Musik, welche hinter den Hecken verborgen war, gab in einer lustig schmetternden Fanfare das Zeichen zur Tafel. Der Prinz von Brandenburg führte die Gräfin Salmour — es waren doch ältere und vielleicht auch vornehmere Damen da?

„Hab' ich Recht gehabt, wem das Fest gilt?" raunte unter dem Volke der kleine Schreiber seinem Begleiter zu, der mit düstern Blicken durch das Heckenthor, an welchem er einen Platz gefunden hatte, hinüber sah.

Die Gräfin Salmour erhielt den Ehrenplatz neben dem fürstlichen Gastgeber, auf ihrer rechten Seite erschien der andere deutsche Prinz, der sie mit der größten Auszeichnung behandelte. Sie war also zur Königin des Festes auserkoren. — „Ich kann Euch hier nicht Platz machen, Signora, so höflich ich auch bin," sagte der Schreiber zu einer verschleierten Frau, die sich neben ihm vorzudrängen suchte. „Ihr seht, ich bin selbst so eingekeilt, daß ich mich nicht zu rühren vermag. Stellt

Euch hinter mich, Ihr könnt wohl über mich kleinen Mann hinwegschauen. Wird's Euch aber nicht zu heiß werden unter dem dicken, schwarzen Schleier?"

Sie antwortete nicht, sie mochte wohl ihre Ursachen haben, sich so tief zu verschleiern, entweder war sie zu häßlich, um ihr Angesicht viel zu zeigen oder zu vornehm. Denn es war nichts Seltenes, daß sich bei manchen Gelegenheiten auch Damen der höhern Stände, verschleiert oder maskirt, unter das Volk mischten, nur von einem einzigen Diener begleitet, der sich aber fern halten und nur für den Nothfall zur Hand sein mußte. So im Carneval, so bei öffentlichen Lustbarkeiten, wo es sich für Frauen von Rang, außer unkenntlich, nicht schickte, zu erscheinen. Von der Gräfin Verrua, der man einst nachgesagt, daß sie ohne Divertissement nicht leben konnte, wußte man in ganz Turin, daß sie öfter Bälle in bürgerlichen Häusern unbekannter Weise besucht und zur Faschingszeit Abends auf dem Schloßplatz, wo der Tummelplatz der Masken war, sich unter die Menge gewagt und die keckſten Neckereien getrieben habe: seit dem Tode eines gewissen Cavaliers, so behauptete man wenigstens, war sie indessen nicht mehr so ausgelassen.

Dem scharfsinnigen Andrea, als er sich von der verschleierten Frau gedrängt sah, fiel ihre große und üppige Gestalt gleich auf, das konnte sehr gut die

Gräfin Verrua sein, wenigstens war es auf jeden Fall eine Dame, die nicht hieher gehörte, sondern vielmehr drüben an die Tafel und er war deshalb sehr höflich gegen sie.

„Kann ich Euch irgend einen Dienst erweisen oder eine Frage beantworten, Signora, so stehe ich zu Befehl," sagte er, über seine Schulter, an der er ihr Herz, wie vor gewaltiger Aufregung pochen fühlte, zu ihr emporblickend.

„Wer ist die Frau zwischen den beiden Prinzen?" fragte sie mit einer tiefen, bebenden Stimme.

O du Schelmin! dachte der Schreiber. Kennst die fremden Prinzen und stellst dich, als sei dir die schönste Dame in Turin unbekannt? Willst mich aushorchen über sie, nicht wahr! — „Das ist die verwitwete Frau Gräfin von Salmour, eine der geachtetsten und geistreichsten Frauen in ganz Italien, folglich in der ganzen Welt, Signora," antwortete er.

Ihr Herz wallte noch stürmischer, sie that einen tiefen Athemzug, der heiß sein Ohr streifte.

„Der Prinz gefällt ihr — meint ihr nicht auch?" fragte sie dann, im Dialekt des gemeinen piemontischen Volkes.

O verstelle dich nur, zu uns gehörst du nicht! — „Per Bacco, Signora, gefällt er Euch nicht auch?

:ht ihn nicht zu scharf an, oder laßt es nicht Euren :ann merken, wenn er in der Nähe ist — er könnte nst ein Messer wetzen!"

Sie schwieg — er hatte sie offenbar zu derb ab-efährt, aber es kitzelte ihn. — „Die Frau Gräfin gefällt dem Prinzen wohl noch mehr, als er ihr, seht Ihr das nicht, Signora? Manche vornehme Frau würde ihren kostbarsten Diamantschmuck an die Armen geben für einen solchen Liebhaber — hab' ich Recht, Signora? — Aber dort hat er keine Aussicht, das ist, wie sie die Schönste ist, zugleich die tugendhafteste Frau in ganz Italien."

„Ihr wißt das!" hörte er mit bittrem Spott die Verschleierte sagen.

Er wollte sie noch mehr reizen, da wurde er von der andern Seite durch seinen Begleiter, der ihm leise ein Paar ernste Worte sagte, daran verhindert. „Ich wiederhole nur, Madonna, was die allgemeine Stimme sagt," entgegnete er nun bescheiden auf die Bemerkung der Dame, welche dann kein Wort mehr mit ihm sprach.

Die Tafel war aufgehoben, die Gesellschaft lust-wandelte in den Gängen des Gartens. Da hielt es der Prinz an der Zeit, vor Allem dem Erbprinzen von Hessen und auch seinen deutschen Gästen, unter denen Herr von Blumenthal war, seinen Entschluß bekannt

zu machen, um sie nicht, wie die Uebrigen, damit zu überraschen und vielleicht eine für Katharina peinliche Scene herbeizuführen. Er wußte den Erbprinzen und Blumenthal mit sich einen entferntern Gang zu führen, auch Kapff, dem er zugenickt, mußte ihn begleiten.

„Ich habe Ihnen, Prinz Friedrich, und auch den übrigen Herren eine Mittheilung zu machen," begann er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie weit genug von der Gesellschaft entfernt waren, um nicht gehört zu werden. Er blieb stehen und seine stolze Haltung und Miene ließ auf etwas Wichtiges schließen. Ich stehe im Begriff, mich zu vermählen," fuhr er fort und lächelte, als er den Eindruck starren Erstaunens sah, den seine Worte hervorbrachten. „Ich bitte Sie, als Zeugen der Trauung beizuwohnen, welche hier Statt finden soll, Sie werden schon errathen haben, wer meine Braut ist: die Gräfin Katharina von Salmour."

Wie von einem Dolchstich getroffen, zuckte der Stallmeister von Kapff zusammen, während der Erbprinz von Hessen und Blumenthal nur ihre maßlose Verwunderung sehen ließen.

„Ihre Wahl ist, was die Person betrifft, eine vortreffliche," sagte der Erbprinz, „ich wünsche Ihnen Glück. Lassen Sie mich aber gestehen, Prinz Karl, daß ich

überrascht bin, wie Sie ihres Herrn Bruders Genehmigung dazu erlangt haben."

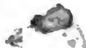
„Davon sprechen wir ein Andermal," erwiderte Karl Philipp. „Auch mit Ihnen, meine Herren. Ich wollte Sie nur im Voraus benachrichtigen. Der italienischen Gesellschaft werde ich die Mittheilung beim Beginn der kirchlichen Handlung machen."

„Gnädigster Herr," begann Blumenthal mit einer tiefen Verbeugung, „darf ich mir als Rath und getreuer Diener meines Herrn, des Kurfürsten Durchlaucht, die unterthänigste Frage erlauben, ob Höchstdieselben wirklich im Besitz der Allerhöchsten Genehmigung sind oder nur eine solche präsumiren? Eure Durchlaucht wollen mir die Dreistigkeit dieser Frage gnädigst verzeihen, aber nach dem, was mir von Berlin zugegangen ist —"

„Ueber diese Angelegenheit?" unterbrach ihn der Prinz heftig. „Hat man Sie etwa beauftragt, mich zu überwachen und geheime Berichte über mich abzustatten, bin ich mit Spionen umgeben?"

„Eure Durchlaucht pardonniren — ich glaube diese Kränkung nicht verdient zu haben," entgegnete Blumenthal. „Wenn ich mich erdreiste, in diesem dringenden Moment eine Warnung auszusprechen, so geschieht es im Gefühle meiner Pflicht."

Kapff war blutroth vor Aufregung, es kostete ihn



große Ueberwindung, nicht auch drein zu reden, besonders als ihn des Prinzen Blick gleich Anfangs gestreift und gleichsam herausgefordert hatte. Jetzt konnte er sich aber nicht mäßigen. „Gnädigster Herr, der Kurfürst wird niemals seine Einwilligung geben, weder vorher, noch nachher!“ sagte er lebhaft. „Lassen Sie sich von einem Schritte zurückhalten, der die schrecklichsten Folgen haben muß!“

„Habe ich den Herrn Stallmeister um seinen Rath gefragt?“ rief der Prinz. „Ihr habt zu schweigen, da Ihr meinen festen Willen gehört habt! Tretet zurück da!“ setzte er drohend hinzu, da sich Kapff in seinen Weg stellte, als wolle er ihn aufhalten. „Eure Frechheit geht zu weit.“

Der Stallmeister verlor jetzt völlig den Kopf, seine Hitze raubte ihm die Besinnung: in Gegenwart des fremden Prinzen und des Geheimen-Raths von Blumenthal diese Behandlung! „Ich stehe hier im Interesse meines Herrn Kurfürsten,“ sagte er aufbrausend, — „selbst mit Gewalt werde ich Einspruch thun, wo seiner Ehre Eintrag geschieht.“

Prinz Karl griff zum Degen — der Stallmeister gleichfalls. Beider Klingen kreuzten sich und blitzten im raschen Kampf, wer zuerst die seinige gezückt, wer den ersten Ausfall gethan, Niemand wußte es. Der

Erbprinz von Hessen, durch und durch Soldat, sah mit dem größten Antheil den Fechtenden zu, ohne zu stören, Blumenthals ängstliche Bitten und Beschwörungen verhallten. Da ließ Kapff seinen Arm sinken, er war in der Schulter verwundet. Der Prinz senkte den Degen, nahm ihn in die linke Hand und reichte seinem Gegner die Rechte als Zeichen der Versöhnung. Kapff schlug mit der andern ein, an seinem rechten Arme rieselte das Blut hernieder.

„Hier ist mein Tuch — helfen Sie, Blumenthal," sagte der Prinz. Auch Friedrich von Hessen war thätig, die Wunde, die nicht bedeutend war, schnell zu verbinden, um dem Blutverlust vorzubeugen.

„Setzen sie sich dort nieder, Fabian — ich sende Ihnen gleich Beistand," sagte der Prinz. „Sie haben Ihre vermeintliche Pflicht gethan, auch Sie, Blumenthal. Zu ändern ist nichts, ihr Herren. Thun sie nachher, was Ihnen beliebt. Wollen sie nun ein Zeuge meines Glückes sein, Prinz Friedrich, das ich mir habe erkämpfen müssen?"

Er konnte scherzen, wo dem Geheimen-Rath noch alle Haare zu Berge standen und die stattliche Perrücke abzuwerfen drohten! Wie ist ein junges Blut, absonderlich ein fürstliches, doch gar so leichtsinnig!

„Erlauben, Euer Durchlaucht, daß ich bei dem

Stallmeister zurückbleibe — bis Jemand kommt!" bat Blumenthal. Kapff war allerdings sehr blaß und saß in gebeugter Haltung auf der Bank.

„Gut, Herr von Blumenthal, bleiben Sie bei ihm," erwiderte der Prinz. „Sie wollen sich auch durch Ihre Gegenwart bei meiner Trauung nicht compromittiren. — ich verlange das also nicht. Ein Complot gegen mich wird es nun wohl hier geben, Ihr Herren? Thut, was Euch beliebt. Zu ändern ist für Euch nichts mehr."

Er schlang seinen Arm in den des Erbprinzen und ging mit ihm hinweg. Die Zurückbleibenden sahen ihm nach, bis er in dem nächsten Laubwalle verschwunden war, dann richtete der Geheime-Rath sein bekümmertes Auge auf den Stallmeister und in diesem Blicke lag schon die Bestätigung dessen, was der Prinz ihm gesagt hatte von einem Complotte hinter seinem Rücken. Hindern konnten sie seinen verhängnißvollen Schritt freilich nicht mehr.

Unterdessen hatte Beaupré im Saale des Schlosses schon Alles veranstaltet, was zu der heiligen Feier nöthig war. Ein Tisch war mit einer Altardecke bekleidet worden, mit einem Crucifix und geweihten Kerzen auf silbernen Leuchtern besetzt, mit prachtvollen Guirlanden geschmückt: der Pfarrer, welcher gebeten worden war, die heilige Handlung zu vollziehen, hatte aus seiner Kirche alles

dazu gegeben. Seine Zweifel, ob er auch diese Trauung übernehmen dürfe, waren beschwichtigt worden: die Kirche verlangte nicht mehr als die Willenserklärung des Brautpaares, und was etwa die weltliche Macht dagegen einzuwenden haben mochte, konnte den geistlichen Herrn nicht irren, da der Prinz von Brandenburg die volle Verantwortlichkeit dafür übernommen. Das Brautpaar hatte keine Eltern mehr, war also vollkommen selbstständig und wenn der Prinz auch nicht der heiligen katholischen Kirche, sondern dem Calvinischen Bekenntniß angehörte, so konnte das kein Hinderniß sein, die Ehe einzusegnen, da der Pfarrer, welcher die fromme Gräfin von Salmour als eine treue Katholikin kannte, wohl überzeugt sein durfte, daß sie ihrem Glauben niemals abtrünnig werden konnte.

Die Gesellschaft, welche noch in verschiedenen Parthien der Gärten weilte, wurde nun eingeladen, sich ein den Empfangszimmern des Schlosses wieder zu vereinig n. Es ging ein Geflüster umher, der Prinz habe seinen Gästen dort eine anmuthige Ueberraschung bereitet. Wenn sie aber eine neue festliche Veranstaltung mit allegorischem Maskenscherz oder Grotesken im Geschmacke der Zeit erwarteten, so wurden sie darin getäuscht. Der Prinz trat in die Mitte, verneigte sich rings und sprach mit tief bewegter Stimme: „Ich habe Ihnen, meine Damen und

Herren, die Bitte vorzutragen, Zeugen einer heiligen Handlung zu sein, welche in diesem Augenblick gefeiert werden soll. Der Segen der Kirche wird mich mit einer edlen Dame verbinden, die sich entschlossen hat mir ihre Hand zu reichen. Ich stelle Ihnen meine Braut, die künftige Markgräfin von Brandenburg vor."

Er nahte der Gräfin Salmour — Aller Augen waren auf ihn gerichtet gewesen, sonst würde man wohl bemerkt haben, wie die Gräfin, so muthig sie auch bis dahin ihre Fassung vor fremden Blicken aufrecht gehalten hatte, nun doch bei dem entscheidenden Wort des Verlobten erbebt war, wie sie erst erbleichte und dann glühend erröthete. Jetzt aber bemächtigte sich Aller Anwesenden eine maßlose Aufregung und Freude, denn es waren nur gute Freunde eingeladen, welche Katharina selbst bezeichnet hatte, und Alle segneten die Stunde: sie hatten ja in ihren kühnsten Erwartungen nicht gehofft, daß das Verhältniß, mit welchem sie sich in Gedanken viel beschäftigt hatten, einen solchen glücklichen Ausgang nehmen werde. Katharina's Bruder, von Freude und Stolz bewegt, schloß seine Schwester in die Arme und wünschte ihr Glück, seine Gemahlin und alle Frauen folgten entzückt seinem Beispiele, die Männer küßten der schönen Braut die Hand; wohl selten war eine Gesellschaft zur Trauung eines verlobten Paares vereinigt, die mit so

ungetheiltem Gefühl demselben die freudigste Zustimmung geweiht hätte.

Ohne ihren Thränen Einhalt zu thun, nahte Katharina's Tante dem Prinzen: „Auch Eurer Hoheit wünsche ich Glück," sagte sie. „Ich kann es, denn Niemand kennt das Kleinod, das Euch zu Theil wird, besser, als ich! Haltet mein Kind werth, sie verdient es."

Prinz Karl gelobte es ihr mit edler Rührung. Dann gab er dem harrenden Beaupré ein Zeichen und die Flügelthüren zum Saale öffneten sich langsam. Kerzen schimmerten dort, man sah den geschmückten Altar und bei demselben im Meßgewande den Diener des Herrn, der Prinz von Brandenburg führte seine Braut vor den Altar und kniete mit ihr auf dem Teppich nieder, welcher vor demselben ausgebreitet lag, dem Paare folgten unmittelbar die nächsten Verwandten Katharina's und der Erbprinz von Hessen, dessen Haus von Alters dem Hohenzollern nahe gestanden, dann alle Uebrigen und der Halbkreis um das Brautpaar wurde in angemessener Entfernung geschlossen, während die vordern Zimmer sich mit der Dienerschaft und auch mit andern Zuschauern aus dem Volke füllten, wie es der Prinz ausdrücklich gestattet hatte, denn er wollte seine Vermählung, die das Licht nicht zu scheuen hatte, so öffentlich feiern als nur irgend möglich. Die Einsegnung geschah

nach dem Ritus der katholischen Kirche und als das junge Ehepaar die Ringe und den Segen empfangen hatte und sich nun erhob, um die erneuten Glückwünsche der Verwandten und Gäste zu empfangen, ging in den Vorzimmern ein beifälliges Gemurmel durch die Menge, welches fast in ein lautes Zujauchzen ausgebrochen wäre. Um so stürmischer begrüßte ein solches die Neuvermählten, als sie Abends in der Karosse des Prinzen, Läufer mit Fackeln voran, nach der Stadt zurückkehrten. — „Bei der heiligen gebenedeiten Jungfrau!“ rief der kleine Schreiber Andrea Malfatti ganz exaltirt. „Was sagt Ihr nun, mein Herr von Rocheplate? Ist die Contessina würdig, Frau von Brandenburg zu sein?“

Drittes Capitel.

Finstere Wolken.

Im herzoglichen Vorzimmer zeigte sich, als schon die Abenddämmerung eingebrochen war, der Mohr der Gräfin Verrua. Er war hier keine seltene Erscheinung und der Leibdiener überbrachte das Billet, das der Mohr abgegeben, sogleich seinem Herrn. Dieser war aber mit Correspondenz beschäftigt, welche ihm in diesem Augenblicke wichtiger war, als was ihm etwa die schöne Frau mitzutheilen hatte, er legte das Billet ungelesen beiseit.

„Königliche Hoheit, der Mohr wartet auf Antwort," sagte der Diener.

„Die Antwort morgen — er soll gehen," befahl der Herzog.

Keine halbe Stunde währte es, so kam der Mohr nochmals mit einem zweiten Billet zurück, das der Leib-

diener mit einiger Vorsicht seinem Herrn überreichte, denn er kannte dessen Gemüthsart nur zu wohl.

„Königliche Hoheit werden beschworen, diesen Brief zu lesen, hat der Mohr bestellt, Leben und Tod hänge daran!“

Ungeduldig riß der Herzog das Billet auf: „Dein Kind, unser armer Vittorio liegt schwer krank — wenn Du mich noch liebst, wenn Du ihn noch einmal sehen willst, eile zu Deiner unglücklichen Angela.“ So lautete der kurze Inhalt und Victor Amadeus, welcher die beiden Kinder, die ihm Angela geschenkt, zärtlich liebte, wurde dadurch erschreckt. Er befahl dem Leibdiener ihm sogleich Mantel, Hut und Degen zu geben, und ihn zu begleiten. Zu Fuß, wie er oftmals zu später Abendstunde pflegte, verließ er durch die Hinterpforte, welche sich damals dem französischen Unterhändler geöffnet hatte, das Schloß und begab sich zur Gräfin Verrua.

Er fand sie wirklich am Bette des Knaben, aber der erste Blick belehrte ihn, daß das Kind zwar unwohl, aber keineswegs so krank war, als sie vorgegeben hatte. „Sünderin!“ rief er unwillig, „willst Du das Unglück herbeirufen?“

„Eine Sünderin bin ich — und das Unglück brauche ich nicht erst zu rufen,“ erwiderte sie.

„Laß diese Sentimentalitäten, zu denen Du seit

einiger Zeit unangenehm geneigt bist! Ich spreche von Vittorio. Du hast in Deiner Weise wieder einmal übertrieben, er ist nicht so krank, wie Dir der Arzt längst gesagt haben wird. Oder ist es nur ein Mittel gewesen, mich herzulocken?"

„Habt Ihr mein erstes Billet gelesen?" fragte sie.

„Nein, ich hatte nicht Zeit," erwiderte er.

„Nun, ich schrieb Euch, daß ich Euch eine außerordentlich wichtige Mittheilung zu machen habe —"

„Du?" rief der Herzog. „Nun, ich bin hier — rede!"

„Der Prinz von Brandenburg hat sich gestern mit der Salmour vermählt."

„Du bist nicht klug!" rief Victor Amadeus lachend.

„Ich beschwöre, daß es wahr ist! Ich bin selbst dort gewesen — ich habe der Trauung beigewohnt."

Der Herzog stand auf. „Das ist stark!" rief er und ging eine Weile im Zimmer mit schnellen Schritten auf und ab, während die Gräfin ihn scharf beobachtete. Dann stellte er sich vor sie hin und fragte. „Also: Du hast Dir doch noch eine Einladung verschafft? Schämst Du Dich gar nicht? Aber nun berichte mir kurz und klar, wie sich Alles zugetragen hat."

Sie konnte freilich nur einen unvollkommenen Bericht geben, da sie dem, was vor der Trauung in den

vordern Zimmern des Schlosses geschehen, der Erklärung des Prinzen und wie sie aufgenommen worden war, nicht beigewohnt hatte, doch wußte sie die Feier an sich, bis auf die Gruppirung der Gesellschaft, deren Theilnehmer sie einzeln nannte, ja bis auf den Anzug der Braut genau zu schildern, so daß der Herzog ihr Glauben schenken mußte.

„Das ist stark!" wiederholte er nochmals. „Nun, wohl bekomme es Ihm! — Es ist freilich arg, daß er Mir kein Wort vorher gesagt, und daß auch die Salmour der Herzogin ein Geheimniß daraus gemacht hat, indessein mag er seine Gründe gehabt haben, jedenfalls ist die ganze Begebenheit pikant und wird in der Welt großes Aufsehen machen. Ist sie ihm an die linke Hand getraut?"

„An die rechte, Hoheit, als seine durchaus rechtmäßige Gemahlin!"

„Ein gefährliches Beispiel, Angiolina, nicht wahr," entgegnete der Herzog.

„Was gedenken Eure Hoheit zu thun? fragte die Verrua, seinem Blicke ausweichend. „Wenn er sich unterfängt sie der Herzogin vorstellen zu wollen, werdet Ihr sie am Hofe als Prinzessin von Brandenburg empfangen?"

„Das wäre Dir wohl ein Dorn im Auge!" erwiderte er. „Beruhige Dich. Ich glaube nicht, so stolz er

ist, daß er für seine Frau einen solchen Anspruch machen wird. Ueberdem rufe ich ihn bald ins Feld und es beschwichtigt Dich vielleicht ein wenig, daß seine Flitterwochen gestört werden.“ Er brach auf.

„Habt Ihr wirklich im Sinn, diese Beleidigung so ruhig hinzunehmen?“ fragte sie heftig.

„Ueberlaß es mir, ob ich eine Beleidigung darin sehe!“ entgegnete er mit unfreundlichem Tone. „Deinen Neid aber sehe ich, und der macht Dich häßlich. Dir konnte ja doch niemals die gleiche Ehre geschehen, denn ich bin verheirathet, und wär' ich es auch nicht gewesen — —“ Er sprach den Schluß nicht aus, sie bedurfte dessen auch nicht. Mit einer leichten Handbewegung nahm er Abschied, neigte sie noch einmal über seinen Knaben, der im unruhigen Schlummer lag und wollte dann gehen, als er aber in der Thür sich wandte, da that ihm die tief gekränkte Frau, welche erblaßt war und mit ihren Thränen kämpfte, doch leid und er sagte zu ihr: „Weine nicht, Angiolina! Ich verspreche Dir, wenigstens unsere kleine Vittoria, wenn sie erwachsen sein wird, einem Prinzen aus gutem Hause zu vermählen!“

Draußen war es schon dunkel geworden, er hüllte sich dicht in seinen Mantel und ging raschen Schrittes durch die Straßen, der Leibdiener folgte ihm erst in einiger Entfernung, wie er bei ähnlichen Gelegenheiten stets

thun mußte. Den Herzog beschäftigte die Nachricht der Verrua sehr; aus dem Liebesverhältniß, das er mit seinen eigenen Grundsätzen beurtheilt, hatte die kluge Salmour wirklich ein festes Eheband als reparation d'honneur zu flechten verstanden: er zweifelte nicht, daß der Prinz von seinem Bruder, dem Kurfürsten, die Erlaubniß zu seiner Verbindung erhalten habe, auch wunderte er sich nicht darüber, denn er sah eben das Haus Brandenburg, wie groß es auch geworden, nur als ein durch Glück emporgekommenes an, das sich mit den alten Fürstengeschlechtern, auch mit dem von Savoyen im Grunde gar nicht messen konnte. Mit seinen Gedanken beschäftigt, schlug er nicht den Weg nach der kleinen Pforte ein, sondern nach dem Hauptportal des Schlosses, wo ihn der Schweizer, der auf der Wache stand, nicht einlassen wollte, weil er weder die Parole gab, noch auf den Anruf stehen blieb. Der Officier stürzte heraus und befahl den verdächtigen Mann zu verhaften, welches der Herzog, den diese Zuverlässigkeit seiner Schweizergarde freute, ruhig geschehen ließ. Am Licht erst erkannte ihn der Officier und gerieth in äußerste Bestürzung, wurde jedoch durch das Lob und ein Geschenk seines Kriegsherrn schnell beruhigt.

„Diese braven Leute würden blindlings jeden meiner Befehle ausführen," dachte er, indem er, jetzt den Mantel

zurückschlagend, die erhellten Treppen hinaufstieg. „Und wenn ich sie beorderte meinen eigenen Herrn Vetter, den Kaiserlichen Feldmarschall, inmitten seines Hauptquartiers, aufzuheben und nach Pignerol als Friedenspfand den Franzosen zu überbringen!" Von dieser burlesken Idee erheitert wandte er sich möglichern Dingen zu. Wie wär's, wenn er sich den Scherz machte, den Neuvermählten aus den Armen seiner schönen Katharina holen zu lassen, als Arrestant, weil er eigenmächtig ohne Genehmigung des Landesherrn gehandelt hatte? Es war ein lustiger Einfall, ganz im Geschmack des Herzogs, aber er kam ihm auch nicht in Ernst.

An demselben Abende wurde jedoch die Angelegenheit, welche ihn beschäftigte, an einem andern Orte bereits mit furchtbarem Ernste behandelt. Der Geheime-Rath von Blumenthal war mit dem verwundeten Kapff, sobald es ihm möglich geworden, nach der Stadt zurückgekehrt, um dem getreuen Diener, der im eigentlichen Sinne für seinen Herrn, den Kurfürsten das Leben eingesetzt hatte, zunächst ärztliche Hülfe zu schaffen. Der Wundarzt hatte die Wunde zwar auch nicht für gefährlich erklärt, doch aber den Verwundeten durch den Blutverlust, welchen der unkünstlerisch angelegte Verband nicht gänzlich zu verhindern gewußt, sehr erschöpft gefunden und äußerste Schonung und Vorsicht angerathen.

Fabian von Kapff konnte also noch ein Opfer seiner Treue werden! Der Geheime-Rath fuhr sodann zu dem Obersten von Hakeborn, der als brandenburgischer Bevollmächtigter gleich ihm wohl ein Recht gehabt hätte, ebenfalls zu dem heutigen so eigenthümlichen Feste eines Prinzen vom Hause eingeladen zu werden, was der Prinz jedoch aus guten Gründen unterlassen hatte, wahrscheinlich weil er den Charakter des alten Kriegers kannte. Von dem feinern Hofmanne mochte er mehr Geschmeidigkeit erwartet haben, worin er sich jedoch, wie Blumenthal sich mit großer Befriedigung sagen konnte, nicht wenig getäuscht hatte. Mit Hakeborn wollte er nun Rücksprache nehmen, was in dieser „dubiösen Affaire“ zu thun sei, denn daß etwas geschehen müsse, um die so unerhört verletzte Autorität ihres Herrn zu wahren, stand bei ihm fest. Zu seinem großen Verdruße fand er aber den Obersten von Hakeborn nicht zu Hause, er konnte auch nicht erfahren, wo er ihn finden werde, und mußte sich daher gedulden, bis er heimkehren werde, was ihm gleich gemeldet werden sollte.

Ob der Diener, welchem er diesen Auftrag gegeben, denselben vergessen, oder ob der alte Hakeborn, der ein sehr kaltblütiger Mann war, ihn durch einen Gegenbefehl daran verhindert hatte, weil er keine Gefahr im

Verzuge sah und seine Ruhe haben wollte? Der Geheime-Rath wartete vergebens von einer Stunde zur andern, bis er endlich zur sehr späten Zeit noch einmal sein Heil versuchte. Der Oberst war jetzt zu Hause, hatte sich aber schon zu Bett gelegt, glücklicherweise noch nicht lange: Blumenthal ließ sich daher trotzdem bei ihm melden, er habe ihm eine Nachricht von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen, welche keinen Aufschub dulde. Der Oberst schlief allerdings schon und es kostete Mühe, ihn zu wecken, auch fluchte er unmäßig, als er die Bestellung hörte, indessen nahm er sie doch an. In seinen weiten Reitermantel gehüllt, den er nur über das Hemd geworfen, die Füße in Pantoffeln, den kahlen Kopf nicht mit der Perrücke, sondern mit einer seltsam geformten Schlafmütze bedeckt, erschien er vor dem Geheimen-Rath, der sich noch nicht des atlassenen, gestickten Hofkleides entledigt, in welchem er dem Fest in der Veneria beigewohnt hatte und beim Anblicke des alten Soldaten sich eines Lächelns nicht enthalten konnte. Er unterdrückte dasselbe jedoch, denn das Gesicht des Alten war dunkel geröthet, ob vor Unwillen über die Störung, oder vom Wein, dem er nach guter kurmärkischer Sitte reichlich zuzusprechen pflegte, blieb dahin gestellt.

„Brennt's?“ rief Hakeborn dem Geheimen-Rath ziemlich barsch entgegen.

„Einen Brand giebt's, mein verehrtester Herr Oberster, woran wir vollauf zu löschen haben werden," erwiderte Blumenthal. „Denken Sie sich, daß der Prinz sich die Person hat antrauen lassen!"

„Person? Was für 'ne Person? Ich kenne keine Person! Meint der Herr Geheime-Rath vielleicht gar die Gräfin? Das ist keine Person! Antrauen? Dummheit!"

Der Geheime-Rath bemerkte mit Schrecken die schwere Zunge des alten Soldaten — der Wein konnte ihm sonst nichts anhaben und wenn die Sitzung mit guten Freunden noch so lange dauerte: was mußte er heut geladen haben, um zum ersten Male mit schwerer Zunge zu sprechen! Es war ein eigenes Unglück, daß gerade heut dieser Fall eintreten mußte! Doch war er am Ende nur noch schlaftrunken oder unwirsch, im ersten Schlummer gestört worden zu sein — man durfte überhaupt die Worte des Alten nicht auf die Goldwage legen, wenn man nicht alle Tage Satisfaction von ihm fordern wollte: er war noch einer von dem richtigen Schlage aus dem Barnim oder dem Teltow.

„Hört mich an, lieber Herr Oberster," bat Blumenthal. „Die Sache hat ihre Richtigkeit. Ich war von dem jungen Herrn heut auch zu dem Festin eingeladen, das er im Lustschlosse des Herzogs gab, es ging angenehm und hoch her, aber kein Mensch hatte eine Ahnung,

worauf es hinausgehen sollte. Nach der Tafel nimmt der junge Herr den Erbprinzen von Hessen, Kapff und mich beiseit und erklärt uns rund und nett, daß er sich mit der Gräfin Salmour vermählen werde und zwar jetzt gleich, wir sollten als Zeugen dabei sein. Ich war gleichsam petrificiret oder zu einer Salzsäule geworden, aber ich that doch mein Devoir —"

„Verfluchtes Welschen — nichts für ungut; alter Freund — gebe Er mir die Hand und red Er deutsch! die Geschichte ist also doch wahr —?"

„So wahr ich vor Ihnen stehe!" betheuerte Blumenthal.

„Stehen! Warum stehen wir? Setz' Dich, altes Haus. Das muß vernünftig besprochen werden — bei einem Glase Cyper, wills gleich bestellen!"

„Um des Himmelswillen! Ich danke," rief Blumenthal. „Hören Sie mich doch zu Ende, damit wir sogleich unsern Beschluß fassen." Er setzte sich auf den Sessel und Hakeborn warf sich auch auf einen Stuhl, der unter seiner mächtigen Gestalt knackte.

„Nichts für ungut!" sagte der Alte nochmals, indem er sich mit dem Reitermantel bedeckte. „Ich sitze, Gott straf' mich! vor Ihnen beinah so nackt, wie mich Gott erschaffen hat — aber Sie ließen ja Lärm schlagen, daß ich dachte, Ihnen brennte schon die Perrücke. Nun also?"

„Der Prinz hörte nicht auf mich, da trat ihm der brave Kapff determinirt in den Weg und denken Sie sich, ehe wir uns versahen, klirrten die Degen, ich weiß noch nicht wie es zugegangen ist, sie fochten, daß dem Erbprinzen und mir die Sinne vergingen, wir wollten uns ins Mittel legen, da hatte der arme Kapff aber schon seinen Theil fort, das Blut lief ihm über den Arm, sehen Sie hier, bester Hakeborn, ich bin selbst davon bespritzt.“ Er zeigte dem Obersten, welcher bei dieser Wendung des Berichts große Augen gemacht hatte, ein Paar dunkle Flecke auf seinen weißen Manschetten.

„Da hätte ich dabei sein sollen!“ rief Hakeborn. „Mit allem Respect hätte ich den Prinzen beim rechten, den Kapff beim linken Arm ergriffen und sie aus einander gerissen!“

„Freilich, Ihrer Riesenkraft wäre das ein Leichtes gewesen,“ entgegnete Blumenthal, „aber Sie würden nicht Zeit dazu gehabt haben, denn das Rencontre war blitzschnell vorüber. Kapff blutete, der Prinz gab ihm ein Tuch zum Verbinden und sagte ihm ein Paar versöhnliche Worte, dann ging er mit dem Erbprinzen fort und ließ mich bei dem armen Kapff zurück, schickte aber gleich einen von seinen Leuten zu meinem Beistand. Ich war dadurch von der Ehre entbunden, die er mir zugedacht hatte, würde mich aber auch nie dazu verstanden haben, die unstatthafte Ceremonie durch meine Gegen-

wart, also quasi im Namen unsers allergnädigsten Herrn, zu sanctioniren."

„Die Sache ist also vor sich gegangen?" fragte Hakeborn, der sich mehr und mehr ernüchterte.

„In aller Form! Der Pfarrer war bestellt, die italienische Gesellschaft gewiß hochgeehrt, dabei zu sein — ob der Erbprinz noch irgend einen Versuch gemacht, unsern jungen Herrn von seinem Liebeswahnsinn zur Raison zu bringen, weiß ich nicht, aber die Trauung, wie man mir bestimmt gesagt hat, ist vollzogen. Nun, mein liebster, bester Herr Oberster, was haben wir dabei zu thun?" — Hakeborn zuckte die Achseln und brummte. — „Nach meinem unvorgreiflichen Ermessen," fuhr Blumenthal fort, „ist unsere erste Pflicht, unvorzüglich einen Courier nach Berlin abzufertigen, welcher dem Kurfürsten eine Meldung von dem traurigen Vorfall überbringt. Wir sind es uns selbst schuldig, unserm Herrn vorzustellen, wie wir eine solche Demarche nicht hätten ahnen können und demnach außer aller Schuld sind, sie nicht verhindert zu haben. Ich habe mir erlaubt, den Bericht aufzusetzen und wenn Sie disponirt sind, ihn anzuhören —"

„Hat das nicht Zeit bis morgen? Mir ist verdammt kalt geworden, und Ihr könnt Euch auch die Sache bis morgen beschlafen: guter Rath kommt über

Nacht. Wenn sie einmal getraut sind, will der Herr etwa durch Seine Schrift das Beilager hindern? Dazu ist es nun zu spät!"

„Wer weiß, ob uns der Prinz nicht in Berlin zuvorkommt!" versetzte Blumenthal dringend. „Es hängt vielleicht an einer Minute und ich möchte so gern nichts versäumen, um uns zu rechtfertigen! Ist es Ihnen nicht genehm, die allerdings etwas lange Relation anzuhören, so können Sie wohl meiner Gewissenhaftigkeit vertrauen, daß ich nur der Wahrheit gemäß berichtet habe und Ihre Unterschrift der meinigen hinzuzufügen."

„Schreiben?!" rief Hakeborn mit dröhnender Stimme. „Bei nachtschlafender Zeit schreiben? Ich bin froh, wenn ich meinen Namen beim hellen Mittage zu Stande bringe. Bleiben Sie mir damit vom Leibe, Freund! Heut will ich schlafen, da Sie doch kein Glas Wein mehr mit mir trinken mögen."

„Nun, mein Herr Oberster," erwiderte der Geheime-Rath jetzt etwas empfindlich, indem er aufstand, „wenn Sie denn nicht zu bewegen sind, sich meinem Schritte anzuschließen, so werden Sie mir gestatten, denselben allein zu thun."

„In Gottes Namen! Sie schreiben und ich beiße, aber heute nicht," sagte Hakeborn. „Gute Nacht, Herr Geheim-Rath! — Kommt her, Alter, seid nicht böse!"

Er umarmte ihn, daß Blumenthal unter seinem kräftigen Druck stöhnte, und küßte ihn auch. „Schreiben kann ich aber heut, Gott straf' mich, nicht mehr, kaum drei Kreuze unterzeichnen!"

„Sie lieben es über sich selbst zu scherzen und wenn es drauf ankommt, schreiben Sie, was den Inhalt betrifft, besser als ich und eben so gut, als der Minister Dankelmann. Wie hätte der Kurfürst Sie auch sonst hieher als Bevollmächtigten geschickt, da er seine Leute so trefflich zu wählen weiß! Wünsche denn eine angenehme Ruhe und bitte nochmals gütigst zu excusiren, daß ich Sie gestört. Morgen habe ich die Ehre, weiter mit Ihnen zu conferiren, aber den Courier werde ich mit Ihrer Permission gleich abgehen lassen."

„Thun Sie das, morgen wollen wir unsere Streiche schon machen!" erwiderte Hakeborn und leuchtete ihm selbst hinaus.

Der folgende Tag war für die vornehme Gesellschaft in Turin ein Tag der höchsten Aufregung. Die Nachricht von der Vermählung des Prinzen von Brandenburg hatte ihren Weg schon gestern in die Stadt gefunden und sich wie ein Haidefeuer bei trockener Sommerszeit schnell verbreitet; heut suchten sich denn überall die befreundeten Familien auf, um das Ereigniß zu besprechen und man konnte nicht sagen, daß es für Ka-

tharina Salmour viel wohlwollende Gesinnungen erweckt hätte. Traurig genug, der Neid herrschte im Ganzen vor. Man sah jetzt sogar ihre früher so allgemein anerkannte Sittsamkeit für kluge Berechnung an, welche ihr nun am Ende doch einen stattlichen Ehrenpreis gewonnen hatte. Nur weniger edlere Gemüther hörten die Nachricht mit freudiger Ueberraschung und unter diesen war es wohl die Herzogin, welche den innigsten Antheil an Katharina's Glück nahm. Es verwunderte sie freilich, daß Katharina, die von ihrer Zuneigung doch überzeugt sein konnte, ihr auch nicht die leiseste Andeutung darüber gemacht hatte, aber sie war zu großmüthig, um sich dadurch kleinlich verletzt zu fühlen und sobald der Herzog, der ihr zuerst die Mittheilung gemacht, sie verlassen hatte, schrieb sie an Katharina ein Billet, welches ihr in zartester Weise ihren Glückwunsch aussprach.

Victor Amadeus hielt die Sache für interessant genug, um sie seinem Vetter, dem Prinzen Eugen zu schreiben, der sich gerade in das Lager vor Casale begeben hatte, wo nun die Vorbereitungen zu den Belagerungsarbeiten von neuem aufgenommen, aber nach seiner Ansicht zu lau betrieben worden waren, so daß er es für nöthig gehalten hatte, sich persönlich von ihrem Fortschritt zu überzeugen. Dann besann sich der

Herzog, der keinen der Fäden, die er gesponnen hatte, so leicht aus den Augen verlor, auf eine ganz andere Idee, welche er früher in Bezug auf die Gräfin Salmour verfolgt und ließ den Herrn von Rocheplate, der seinem Befehle gemäß, noch immer in Turin verweilte, zu sich rufen.

„Ihr seid wohl schon ungeduldig, daß ich Euch noch immer von Eurem Kriegspfade zurückhalte?“ rief er ihm freundlich entgegen, als Rocheplate gemeldet und gleich vorgelassen worden war. „Ihr könnt jetzt zu Euren Leuten zurückkehren, meine Willensmeinung wißt Ihr: Der Gebirgskrieg, der immer erbitterter geworden ist und der mala guerra aller Zeiten, die keinen Pardon gab, auf ein Haar gleicht, muß vor der Hand ruhen, er ist zum Religionskriege geworden, das will ich nicht!“

„Eure Hoheit ist darüber falsch berichtet,“ erwiderte Rocheplate furchtlos. „Wir halten den Glauben unserer Väter hoch, aber wir bekämpfen die Franzosen nicht als Katholiken, sondern als die Feinde Euerer Hoheit und Italiens!“

„Gleichviel! Die Welt sieht es anders an — mir sind schon Vorstellungen darüber gemacht worden und ich will den Schein nicht auf mich laden, als schüre ich das Feuer eures religiösen Fanatismus für meine Zwecke, es ist mir schon zum schweren Vorwurf gemacht

worden, daß ich euch wieder in das Land gerufen habe."

„O ja, man möchte unsern Landesherrn gern überreden, daß er uns für unsere Treue, nachdem wir die gewünschten Dienste geleistet haben, wieder verjagte — mit Feuer und Schwert wo möglich vertilgte," sagte Rocheplate.

„Ihr sprecht ziemlich frei für ein Fürstenschloß," erwiderte der Herzog, welchem der junge Mann wohlgefiel. „Ich glaube Euch aber schon bewiesen zu haben, daß ich treue Dienste nicht vergesse und ich hatte es noch besser mit Euch im Sinn, obwohl Ihr mir dabei immer aus der Hand geschlüpft seid, wie ein glatter Aal. Das hat sich nun anders gestaltet und läßt sich nicht mehr ändern. Ihr werdet von der Vermählung der Gräfin Salmour mit dem Prinzen von Brandenburg gehört haben?"

Rocheplate verneigte sich. „Eure Hoheit wird dem erlauchten Paare Schutz angedeihen lassen," antwortete er in einem Tone, bei welchem man ungewiß war, ob er eine Frage oder Bitte ausdrücke — beide für ihn gleich ungehörig, so daß der Herzog darüber in Verwunderung gerieth.

„Nimmt der Häuptling der Thalleute sie unter seine Protection und legt sein mächtiges Fürwort bei

mir ein?“ entgegnete er. „Ich muß gestehen, daß eine solche Großmuth über meine Begriffe geht! Ihr seid in verschwiegener Liebe der Gräfin zugethan gewesen — ja, ja, Freund, jetzt müßt Ihr mir Stand halten, das Läugnen wäre ebenso überflüssig, als gegen Eure gerühmte waldensische Tugend: „que non voglia mentis“ und wie es noch weiter in dem beißenden provencalischen Liede heißt — und nun die Gräfin sich einem Andern vermählt hat, tretet Ihr als Beschützer auf, das ist erhaben!“

„Eure Königliche Hoheit spottet mein!“ erwiderte der Waldenser, indem sein bleiches Antlitz sich mit einer leichten Röthe färbte und ein Strahl gekränkten Gefühls aus seinen dunkeln Augen brach. „Ich werde nie läugnen, was wahr ist, dafern ich Rechenschaft geben muß. Wenn ich für meine frühere Herrin, der ich für große Wohlthaten verpflichtet bin, Eurer Hoheit Schutz erflehe, so geschieht es, weil sie dessen leicht bedürftig werden kann.“

„Ihr Gemahl ist der Sohn eines starken Helden und selbst Mann genug, um seine junge Frau zu schützen,“ sagte der Herzog. „Gegen wen sollte sie meiner bedürfen? Den Dolch eines Eifersüchtigen könnte ich doch nicht abwenden. Lassen wir das also. Es thut mir leid, daß mein schöner Plan mit Euch nicht in Erfüllung gegangen ist,

und die Frau, die eine wahrhafte Zierde meines Landes gewesen, ihrem Manne in die Fremde folgen wird, aber das ist nun vorüber. — Ihr werdet gewiß gern sobald als möglich Turin verlassen und ich will Euch nicht länger aufhalten. Meine Willensmeinung über die Fortsetzung des Krieges ist Euch nun bekannt und ich rechne darauf, daß sie erfüllt wird. Nach dem Frieden, der vielleicht früher erfolgt, als man bis jetzt glaubt, sollt Ihr weiterer Anerkennung Eurer Dienste gewärtig sein.

„Eure königliche Hoheit haben mir schon weit über mein Verdienst Gnaden erwiesen, ich bedarf keiner mehr, sie würden mich beschämen. Wollt Ihr aber meinen Brüdern im Gebirge, wo so viel Noth herrscht, Wohlthaten erweisen —“

„Davon reden wir später einmal,“ unterbrach ihn der Herzog, und entließ ihn mit einer nochmaligen Versicherung seiner Gnade. Rocheplate stand vor dem Schlosse einen Augenblick still, als sei er unschlüßig, wohin er zunächst seine Schritte zu wenden habe, dann kehrte er aber doch in die Vorstadt zurück, wo er schon seit seiner Ankunft bei der ehemaligen Amme der Gräfin Salmour seine Wohnung genommen hatte.

Nicht lange nach dem der Waldenser das Schloß verlassen, fuhr dort eine stattliche Carosse vor und die Bevollmächtigten des Kurfürsten von Brandenburg, der

Oberst von Hakeborn und der Geheime-Rath von Blumenthal suchten um eine Audienz nach. Diese wurde sogleich bewilligt, der Herzog ahnte den Grund derselben, sie kamen, ihm die Vermählung des Prinzen Karl Philipp zu notificiren, und eine Erklärung abzugeben, warum dieselbe so geheim betrieben worden war. Der Prinz mochte ihnen das vielleicht aus conventionellen Gründen — wer kannte all' die schwerfälligen Formalitäten deutscher Höfe? — überlassen haben, und der Herzog, welchen es allerdings befremdet hatte, daß der junge Herr auch heut, nachdem die Trauung stattgefunden, noch keinen Schritt gegen ihn gethan, konnte sich dabei beruhigen. Indessen wurde er bald enttäuscht.

Allerdings meldete ihm der Oberst von Hakeborn, welcher das Wort ergriffen hatte, daß gestern im Schlosse La Veneria vor zahlreichen Zeugen, unter denen auch der Erbprinz von Hessen gewesen, der Prinz Karl Philipp von Brandenburg sich mit der Gräfin Katharina von Salmour habe trauen lassen, aber er berichtete zugleich zum höchsten Erstaunen des Herzogs, daß solches ohne Genehmigung, ja vielmehr gegen den ausdrücklichen Willen des Kurfürsten geschehen sei, den er bestimmt in einer Depesche an den Geheimen-Rath von Blumenthal ausgesprochen habe und stellte den Antrag, daß der Herzog Kraft seiner landesherrlichen Autorität gegen diese ungesetzliche Verbindung einschreiten möge.

„Was Ihr mir gesagt habt, Herr Oberst," erwiderte Victor Amadeus, „ist mir ganz unerwartet. Ich habe bereits von der Vermählung gehört, aber ich konnte nicht anders glauben, als daß der Prinz sie mit Bewilligung des Kurfürsten geschlossen habe. Ihr meldet mir, daß solches nicht der Fall sei — ich finde das allerdings ungehörig, aber der Prinz muß dafür die Verantwortung tragen. Was soll ich dagegen thun? Wenn die Ehe durch einen Priester eingesegnet ist, so hat sie ihre vollkommene Gültigkeit und kann nur durch einen Spruch der Kirche getrennt werden. Dieselbe zu lösen, steht also nicht in meiner Macht."

„Was Eure Hoheit in der Sache zu thun beschließen können," entgegnete Hakeborn, den diese laue Aufnahme verdroß, „das haben wir freilich nicht in Vorschlag zu bringen. Unsere Pflicht ist es aber, das Recht unsers Herrn wahrzunehmen und daher, wenn Eure Hoheit nicht gewillt sein sollte, Dero Beistand zu leihen, auf Gefahr unsers eigenen Kopfs zu handeln," er sah Blumenthal dabei mit einem strengen Blicke an, als wolle er ihn auffordern, sich in gleichem Sinne zu äußern, da der Geheime-Rath bis jetzt geschwiegen hatte.

„Wir mußten gegen Eure Hoheit eine feierliche Verwahrung einlegen," sagte dieser nun in einem Tone,

welcher gegen Hakeborn's markige Rede sehr abstach. „Höchstdero Weisheit bleibt es überlassen, zu erwägen, was etwa geschehen könnte, um die Folgen des unbesonnenen Schrittes, zu welchem sich leider Seine Durchlaucht durch eine beklagenswerthe Leidenschaft haben hinreißen lassen, zu vermeiden —"

„Die Folgen, theurer Herr," bemerkte der Herzog. dessen Frivolität auch bei dieser ernsten Gelegenheit den Anknüpfungspunkt fand, „die Folgen werden sich heut nicht mehr vermeiden lassen, bedenkt doch selbst! Aber wohl kann ich mit dem Prinzen Rücksprache nehmen, wie er die nachträgliche Einwilligung seines Bruders noch zu gewinnen hofft oder wenn nicht, was er zu thun gedenkt. Ich werde natürlich im Interesse des Kurfürsten von Brandenburg, auf dessen Allianz ich einen hohen Werth lege, Alles thun, Ihr Herren, was meiner Vermittelung möglich ist, davon seid überzeugt."

„Von einer Vermittelung kann keine Rede sein, Hoheit halten zu Gnaden," sagte Hakeborn. „Der Kurfürst wird nun und nimmermehr seine Einwilligung nachträglich geben und wenn sich die Frau auf märkischem Boden betreten läßt, wird sie nach Spandau oder nach Peitz gebracht —"

„Eure Hoheit könnten vielleicht," fiel Blumenthal schnell ein, um den Eindruck dieser schroffen Aeußerungen

zu mildern, „eine Vermittelung durch einen Beauftragten bei der Frau Gräfin eintreten lassen — ihr ist gewiß die ganze Sachlage nicht klar. Seine Durchlaucht, verblendet von Leidenschaft, werden ihr die Verhältnisse nicht richtig vorgestellt haben. Wenn sie dieselben nun erkennt, wäre es doch wohl denkbar, daß sie schon aus Liebe zu dem Prinzen dazu bewogen werden könnte, Hochdenselben und sich selbst nicht in die mißlichsten Verwickelungen zu verstricken."

Der Herzog schien auf diese Rede wenig zu achten, obschon er sie bis zu Ende anhörte, sein Auge hatte immer wieder den Obersten von Hakeborn gesucht, dessen starke Aeußerungen ihn beschäftigten. — „Ihr sagtet, mein Herr Oberst," wandte er sich an ihn, „daß Ihr, wenn ich meinen Beistand versagte, auf Gefahr Eures eignen Kopfes handeln würdet — was wolltet, was könntet Ihr thun?"

„O, es käme nur darauf an, daß Eure Hoheit dem Gouverneur der Stadt Befehl ertheilte, das Einrücken einer brandenburgischen Compagnie zu gestatten," erwiderte Hakeborn.

„Wie Herr Oberst?" rief der Herzog. „Wolltet Ihr etwa gar den Prinzen arretiren, Euren eigenen Chef?"

„Mein Chef ist Seine Durchlaucht nicht, maßen ich

nicht zum Truppencorps, das ihm unterstellt ist, gehöre," erwiderte der Oberst. „Ich habe aber auch keineswegs sagen wollen, daß ich die Compagnie gebrauchen würde, wie Eure Hoheit sich denkt."

„Nun, ihr Herren, wie ich über den Fall denke, habe ich Euch ausgesprochen," sagte der Herzog, die Audienz abkürzend. „Ich danke Euch für die Mittheilung, welche Ihr mir gemacht habt und werde gewiß in dieser delicaten Angelegenheit thun, was ich meinem Durchlauchtigen Alliirten schuldig zu sein glaube."

Als die beiden Brandenburger sich darauf verabschiedet hatten und zusammen die Treppe hinabstiegen, sagte Hakeborn: „Delicate Angelegenheit! Dummheit!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, liebster, bester Oberst!" rief Blumenthal erschrocken, indem er sich umsah.

„Können's hören! Wen's juckt, der kratze sich!" versetzte Hakeborn. „Ich will ja damit gar nicht sagen, daß ich ihn meine — er ist im Gegentheil so klug, wie zehn von uns und führt uns Alle, seinen tapfern Vetter mit einbegriffen, über den — na, Blumenthal, fahren Sie doch nicht aus der Haut! Denken Sie, daß einer von den welschen Bedientenseelen unser ehrliches Plattdütsch versteht?" Er hatte in der That im echten plattdeutschen Dialekt, wie er zwischen der Havel und Spree zu

hören ist, gesprochen und Blumenthal verstand ihn selbst nur mit Mühe.

„Ihre Stimme, Ihre Mienen geben aber das untrügliche Lexikon Ihrer Worte!“ sagte der Geheime-Rath. „Wir haben an dieser Stelle unsere Schuldigkeit gethan, und der Herzog, geben Sie Acht, wird uns durch eine klug ersonnene Maßregel überraschen. Beim Prinzen hab' ich gestern Protest eingelegt, unsern allergnädigsten Herrn von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt — warten wir doch nun den weitern Verlauf ab.“

„Abwarten ist meine Sache nicht,“ versetzte Hakeborn. „Haben Sie gestern abgewartet, bis ich ausgeschlafen hatte? Erst jagt Ihr mich aus dem Bett, alter Freund, und nun ich anbeißen will, kommt Ihr mir mit dem Maulkorbe.“

„Aber Ihr wollt doch nicht im Ernste —?“ fragte Blumenthal, schon unterm Portal.

„Ich werde wenigstens dem Stille ein Aviso zugehen lassen, daß er mir einen tüchtigen Hauptmann, der Haare auf den Zähnen hat, mit seiner Compagnie bereit hält,“ erwiderte der Oberst. „Ihr sollt davon Nichts wissen, ich nehme Alles auf meinen Kopf.“

Viertes Capitel.

Der Blitzstrahl.

Im Palast Vercelli hatte der Prinz für seine Gemahlin Alles prächtig einrichten lassen, dort wohnte das junge Paar und der wolkenleere Himmel, welcher sich draußen über die sonnigen Fluren wölbte, war ein Bild des Glückes, das die Neuvermählten umfing. Am Tage nach ihrer Verbindung hatten alle Familien, welche derselben als Zeugen beigewohnt, ihre Glückwünsche abgestattet, auch viele andere, von Theilnahme oder Neugier getrieben, hatten sich melden lassen, aber ihre Hoffnung, die junge Frau zu sehen, war nicht in Erfüllung gegangen: Der Prinz war mit ihr schon zeitig auf die Casina des Marchese Balbiani gefahren. Katharinas Bruder war Anfangs etwas verletzt gewesen, daß die Schwester, welche ihm doch so unbedingt trauen konnte,

auch gegen ihn ein Geheimniß aus dem wichtigen Entschlusse gemacht, aber er erklärte sich das mit Recht aus dem Wunsche des Prinzen und war durch die Ehre, die seinem Hause widerfahren war, schnell versöhnt. Als erfahrener Mann machte er sich kein Hehl über die Schwierigkeiten, welche noch zu überwinden sein würden, um dem Glücke seiner Schwester Bestand zu verleihen, mit der Trauung allein war es nicht abgethan, und selbst die Genehmigung des Kurfürsten von Brandenburg, die er voraussetzen mußte, konnte allein nicht genügend sein, wenn nicht auch von Seiten des Papstes die Ehe anerkannt wurde, welcher nach den Satzungen der Kirche die Verschiedenheit der Confession als Hinderniß im Wege gestanden hatte, so daß der Pfarrer, welcher sie eingesegnet, immerhin geistlicher Censur unterliegen konnte. Die offene Mittheilung, welche ihm der Prinz bei seinem Besuch in der Casina nach der Hochzeit gemacht hatte, daß er nämlich ohne die Einwilligung seines Bruders gehandelt habe, beunruhigte den Marchese noch mehr. Es galt also nach zwei Seiten hin, Bürgschaften zu suchen. Dem Prinzen mußte er überlassen, seinen Bruder zu versöhnen, woran Karl Philipp gar nicht zweifelte, er selbst nahm es auf sich, Schritte in Rom zu thun, wo er unter den einflußreichsten Cardinälen viele Beziehungen hatte. Für den Fall, daß der Kurfürst be-

harrlich bei seinem Willen blieb und die nachträgliche Genehmigung der Ehe seines Bruders verweigerte, konnte die Anerkennung derselben von Seiten des Oberhaupts der Kirche ihr den Charakter der Unauflöslichkeit verleihen. Balbiani sprach darüber nicht mit seiner Schwester, deren Glück er durch vielleicht ungegründete Besorgnisse nicht trüben wollte, sondern nur mit dem Prinzen, welcher jedoch wenig Werth auf seine Worte legte. Er war zu sicher, daß keine Macht der Erde ihn von Katharina scheiden könne, er fühlte den Muth und die Kraft in sich, sein Recht der freien Wahl gegen alle Anfeindungen zu vertheidigen.

Nach der Heimkehr von der Casina Balbiani, wo er ein Paar Tage mit seiner Gemahlin in süßen Freuden und heiterem Umgange verlebt hatte, war es ihm endlich selbst rathsam erschienen, dem Herzoge von Savoyen, dessen Gastfreundschaft er doch genossen und der ihn mit Aufmerksamkeit überhäuft hatte, seine Aufwartung zu machen und ihm eine genügende Erklärung über seinen Schritt und dessen Geheimhaltung zu geben. Katharina, welche durch den Brief der Herzogin gerührt worden war, hatte ihn wiederholt darum gebeten und er fuhr nach dem Schlosse, obgleich er halb scherzend noch im letzten Moment gegen seine Gemahlin geäußert hatte, daß er dem Herzoge in keiner Weise Rechenschaft schuldig sei.

Katharina war nun allein. Zum ersten Male hatte ihr Gemahl ohne sie das Haus verlassen, aber sie wußte, daß sie bald auf längere Zeit allein sein werde, da der Prinz binnen Kurzem seiner Pflicht folgen mußte, welche ihn in das Lager vor Casale rief. Er hatte ihr das gesagt und sie war hochherzig genug, darüber nicht zu klagen. Die Stimme der Ehre galt auch ihr als höchstes Gebot. Indessen fühlte sie sich, weil sie zum ersten Male allein war, doch einsam und das Bedürfniß, sich mit der Tante auszusprechen, ihr zu sagen, wie unbeschreiblich glücklich sie war, bewog sie, Befehl zu geben, daß ihre Sänfte bereit gehalten werde, sie nach ihrem frühern Hause zu tragen. Tante Pia war hier zurück geblieben, sie hatte die Bitte Katharinas, ihr in den Palaste ihres Gemahls zu folgen, abgelehnt, um das Haus, das ihres Lieblings Eigenthum war, nach wie vor zu hüten. Daß sie dabei noch ihre eigenen Gedanken haben mochte, ahnte Katharina wohl, sie hatte dieselben aber nicht ausgesprochen.

Katharina wollte eben, zum Ausgehen angekleidet, ihr Zimmer verlassen, als ihr der Marchese delle Rovere gemeldet wurde. Der alte Freund, der sonst gegen sie stets so viel Wohlwollen gezeigt, hatte sich seit ihrer Vermählung ganz zurückgehalten und kein Zeichen seiner Theilnahme gegeben, was sie, wenn sie daran dachte,

sich nicht recht zu deuten gewußt hatte. Daß er seine Gesinnung gegen sie nicht geändert habe, war ihr zweifellos, vielleicht hatte er in seiner amtlichen Stellung als Gouverneur der Hauptstadt sich behindert gefühlt, weil seinem Glückwunsche leicht ein officieller Charakter angedichtet werden konnte, den er, so lange am Hofe von Seiten des Prinzen nichts geschehen war, nicht haben durfte — vielleicht hatte er auch nur die ersten Tage vorübergehen gehen lassen wollen, wo der alte Freund doch nicht recht gewürdigt worden wäre. Sie empfing ihn daher mit ungetrübter Herzlichkeit.

Er sah ernst aus, sein Auge ruhte mit einem fremdartigen Ausdruck auf ihr: vorwurfsvoll oder mitleidig gar? „Ihr habt einen wichtigen Schritt gethan, meine Freundin,“ redete er sie an und in seinem Tone klang doch das alte Wohlwollen. „Ich komme mit Euch darüber Rücksprache zu nehmen, — wollt Ihr mir ein ruhiges Gehör schenken?“

Sie bat ihn mit heiterer Miene Platz zu nehmen. — „Ich habe dem Freunde schon geschmollt,“ sagte sie, „daß er so ganz gleichgültig bei meinem Glücke schien! Welcher Rücksprache könnte es noch bedürfen? Wollt Ihr mir gute Rathschläge geben, wie ich mich in meinem neuen Verhältniß zu benehmen habe?“

„Theure Katharina, scherzt nicht, wo mir das Herz

schwer ist," erwiderte er. „Ihr seid in ein neues Verhältniß getreten, ohne Euch alle Folgen dieses verhängnißvollen Schrittes klar zu machen. Wollt Ihr mich ruhig ausreden lassen, ohne mich zu unterbrechen? Erst wenn Ihr mich ganz gehört habt, werdet Ihr beurtheilen können, wie redlich ich es mit Euch meine und daß ich Euer wahres Glück will."

„Davon bin ich schon vorher überzeugt. Doch will ich Euch ohne Unterbrechung bis zu Ende hören, obschon ich zu wissen glaube, was ihr mir sagen könnt."

Er begann so schonend als möglich, aber doch mit unerbittlicher Consequenz ihr vorzustellen, in welche schwer zu entwirrende Verwickelungen der Prinz durch seinen Entschluß, ohne Genehmigung des Hauptes seines Hauses eine Verbindung mit einer Nichtebenbürtigen einzugehen gerathen sei, er machte ihr nicht den leisesten Vorwurf, daß sie ihm ihre Hand gereicht, da sie natürlich die Verhältnisse nicht habe überschauen können und darüber wohl im Dunkeln gelassen worden sei — hier lenkte er ein, da er bemerkte, daß sie unwillig aufblickte, er entschuldigte auch den Prinzen mit der Alles besiegenden Macht der Liebe, aber er schilderte nun die möglichen Folgen, welche der Zorn des Kurfürsten für Katharina's Gemahl haben könne: ewige Verbannung, wenn nicht gar Verhaftung und Abführung nach einem brandenburgi-

schen Gefängniß, da der Kurfürst dieselbe nur dem Befehlshaber seiner hiesigen Truppen aufzutragen brauche, um Gehorsam zu finden, oder wenn er sich dem mit seiner Gemahlin, um dieser Alles geopfert, durch die Flucht entzöge, Spruch eines Kriegsgerichtes, Verlust aller Ehren und Güter — Noth und Elend statt der fürstlichen Existenz! Katharina war bleich geworden, ihre dunkeln Augen, die sonst in ruhiger Milde strahlten, hatten ein ungewohntes Feuer im Blicke.

„Ich übertreibe nichts, meine arme, junge Freundin," schloß der Marchese, „ich habe Euch nur in wahren Farben geschildert, was die Zukunft bringen kann, wenn Ihr nicht, da es noch Zeit ist, einen edlen Entschluß faßt, welcher dem Prinzen, den Ihr doch liebt, das traurige Schicksal ersparen würde."

„Was kann ich thun?" sagte Katharina mit bebenden Lippen.

„Ihr habt ein starkes Gemüth, ich weiß es, darum kann ich mit einem Worte, ohne viel Beschönigung, aussprechen, was in Eure Hand gelegt ist: Entsagen!"

Sie zuckte heftig zusammen, obgleich sie längst geahnt hatte, worauf seine Rede hinauslaufen würde. Jetzt erhob sie sich und auch der Gouverneur stand auf. Es währte noch eine Weile, ehe sie Kraft gesammelt hatte und es war für ihn eine peinliche Pause, da ihm die

arme junge Frau so innig leid that. — „Ihr habt selbst von der Alles besiegenden Macht der Liebe gesprochen," erwiderte sie endlich mit zitternder Stimme, die sich jedoch von Wort zu Wort kräftigte. „Darin liegt meine ganze Antwort. Mein Herr und Gemahl hat mir nichts verhehlt, er hat mir dennoch Liebe und Treue geschworen — Ihr kennt mich, daß ich nicht einen Moment anstehen würde, das Opfer zu bringen, das Ihr von mir verlangt, wenn ich dadurch meinen Gemahl retten und sein Glück sichern könnte — aber auch ich habe ihm als sein Weib Treue geschworen und meinen Schwur kann ich nicht brechen! Nie, niemals würde er seine Einwilligung geben, daß ich mich von ihm trennte — und ihn heimlich verlassen? Wollt Ihr mir das etwa zumuthen?"

„Die Kirche aber, meine Tochter, der Spruch der Kirche —"

„Ich weiß es, die Kirche kann binden und lösen, aber wenn selbst ihr Spruch sich unserm vor Gott, durch seine Diener geschlossenen Bunde ungünstig erwiese, würde ich meinen Schwur der Treue halten! — Zürnt mir nicht, mein edler, gütiger Freund!" rief sie plötzlich weich werdend und faßte seine beiden Hände, indem sie ihm mit feuchtem Blick in die Augen sah. „Ich kann nicht anders. Wir stehen in Gottes Hand.

Was Er über uns verhängt, müssen wir tragen — Menschen können uns verfolgen und gewaltsam trennen, aber den Bund unserer Herzen zerreißen, nimmermehr!"

Der alte Herr war entwaffnet, er versuchte zwar noch einmal, sie für seine Anschauung zu gewinnen, aber es geschah jetzt nur mit schwachen Gründen und er mußte sich selbst sagen, daß diese Standhaftigkeit nicht zu erschüttern sei. Mit der Herzlichkeit, die er ihr stets bewiesen, schied er von ihr und wünschte ihr nun erst Glück, aber nicht zu ihrer Vermählung, sondern für ihre Zukunft, die er so schwer gefährdet sah, denn die Befürchtungen, welche er geäußert hatte, waren nicht bloße Schreckbilder, an die er selbst nicht glaubte, sondern sie lebten nach Allem, was er vom Herzoge vernommen hatte, in seiner Seele. Im Auftrage des Herzogs war er nämlich hier gewesen, er hätte Katharina zum Rücktritt bewegen sollen: wie wenig kannten Beide doch ihr Gemüth!

Traurig kehrte der Abgesandte zu seinem Herrn zurück, um ihm Bericht abzustatten. — „Ich sehe es Euch schon an, mein tapfrer General," rief ihm der Herzog entgegen, „Ihr seid total geschlagen worden. Tröstet Euch mit mir: auch ich habe einen vergeblichen Angriff gemacht, der Prinz war eben bei mir. Ich kann es aber, wie mir scheint, nicht auf sich beruhen lassen, die Brandenburger setzen mir zu, und der Riese Ferragut

— Ihr wißt, daß ich den Obersten meine — hat mir mit deutscher Feinheit zu verstehen gegeben, daß der Kurfürst, wenn ich etwa gar das junge Paar in meinen Schutz nehmen wollte, leicht seine Hülfstruppen aus meinem Lande zurückziehen könnte. Meinem Vetter, dem Prinzen Eugen, der grade die brandenburgischen Völker außerordentlich lobt, könnten allerdings durch deren Abmarsch Verlegenheiten entstehen — indessen hätte dieser Abmarsch wohl noch Zeit und von einer so unschicklichen Drohung würde ich mich niemals bestimmen lassen, wenn ich den Schritt des jungen Prinzen nicht selbst für unziemlich hielte."

„Wäre es nicht Euerer Königlichen Hoheit würdig, bei dem Kurfürsten von Brandenburg ein vermittelndes Wort einzulegen? Es dürfte doch von großem Gewicht sein?"

„Hat die Zauberin Euch umgestimmt?" rief der Herzog. „Ei, so muß ich mich ja hüten, in ihre Nähe zu kommen, um nicht auch in ihre Rosenschlingen zu fallen. Nein, Herr Marchese. Zu vermitteln ist hier nichts, der Prinz hat mir durch sein Auftreten jeden Zweifel darüber benommen, auch wenn ich jemals Lust dazu gefühlt hätte." — War also dieser Gedanke, welchen er doch gegen die Bevollmächtigten geäußert hatte, gänzlich in ihm erloschen? — „Ich danke Euch für Eure Bemü-

hung, die wohl sonst keinen Dank finden wird," fuhr Victor Amadeus fort. „Wir werden ja sehen." Mit dieser unbestimmten Rede entließ er den Gouverneur.

Karl Philipp war unterdessen in heiterster Laune zu seiner Gemahlin zurückgekehrt. Der Angriff, von welchem der Herzog gesprochen hatte, mußte doch nicht so ernstlich gewesen sein. Als aber Katharina, ohne ihm ein Wort zu verschweigen, von dem Besuche des Gouverneurs erzählte, und wie sehr sie auch seine redliche Absicht hervorhob, dennoch das Ansinnen, das er ihr gestellt, in klaren Worten widergab, fuhr der Prinz heftig auf: sie hatte ihn noch nie im Zorne gesehen und erschrak vor ihm. Eine Weile mußte sie ihn gewähren lassen, wie er seinem aufbrausenden Gefühle die stärksten Worte lieh, dann aber gelang es ihr bald ihn zu besänftigen und er lächelte stolz und freudig, als sie wiederholte, was sie dem Marchese erwidert hatte.

„Wir werden bald all' diesen Erbärmlichkeiten entgehen," sagte er. „Den Commandostab, den ich nur noch um Zeit zu gewinnen mir zu erhalten versucht, lege ich nieder, aber nach Berlin kehre ich nur zurück, wenn sie Dich dort mit allen Ehren, welche Dir gebühren, als Markgräfin von Brandenburg, empfangen wollen. Sei still, ich weiß, daß Du keinen Werth darauf legst, daß Du, wie ich auch, mit dem Glück unserer Liebe zufrie-

den bist — aber ich bin es Dir schuldig, auf Deinem Rechte zu bestehen. Es ist zum Lachen, wie man hier in Verlegenheit darüber ist! Ich habe nur von Weitem gehört, wie man darüber denkt — Beaupré, weißt Du, ist mit Lord Galloway bekannt, der auch ein geborner Franzose von calvinischer Confession ist und eigentlich Rouvigny heißt, im englischen Dienst ist er dann zum Lord Galloway ernannt worden, der hat unserm wackern Beaupré nicht genug schildern können, wie Alles förmlich auf dem Kopfe gestanden hat bei der Nachricht von unserer Vermählung und wie man gesonnen hat, unter welchem Titel man Dich etwa empfangen dürfte, wenn ich darauf bestände. Als Markgräfin von Brandenburg würde ein Affront für meinen Bruder sein, so lange er selbst Dich nicht anerkennt und man zweifelte sehr, ob ich mich mit einem Mittelwege, Dich nur Madame de Brandebourg zu nennen, was man Dir als meiner rechtmäßigen Gemahlin allenfalls zugestehen könnte, zufrieden erklären würde. Sie sollen sich beruhigen. Ich will nur meine Ehre als Soldat wahren, die Festung kann sich nur wenige Wochen halten, dann führe ich Dich von hier hinweg, und widme meinen Degen, dessen mein Bruder nicht mehr begehrt, einem andern Fürsten, wenn es mir gefällt, oder wir leben in Frieden daheim. Was der alte Mann Dir von Entziehung aller Güter und Ehren

gesagt hat, ist eine Beleidigung meines Bruders: das habe ich nie zu fürchten, es war genug, daß er aus Gründen für die Macht des Staats, die ich anerkenne, das Testament meines Vaters, welches eine Ländertheilung beabsichtigte, umgestoßen hat. Und selbst wenn ich meiner Güter verlustig würde, Katharina," setzte er warm hinzu, „ich würde mich nicht schämen, mit Dir das Brot Deiner Alpenhütte zu theilen, bis es mir gelänge, Dir in der Welt die würdige Stellung zu erkämpfen!"

Sie hatte neue Zuversicht gewonnen, und die Wolke, welche den reinen Himmel ihres Glücks momentan verdunkelt hatte, war ihren Blicken entschwunden. Tage der ungetrübtesten Gegenwart folgten, kein unheildrohendes Zeichen störte die Seligkeit des jungen Paares, das nur sich selbst lebte, von der Außenwelt nichts begehrend. Da riß sich endlich der Prinz los, um dem Klange der Heertrompete, den er einst scherzhaft herausgefordert, jetzt aber eine Zeit lang überhört hatte, zu folgen. Casale war nicht weit von der Hauptstadt entfernt, mit unterlegten Pferden in wenig Stunden zu erreichen und so versprach Karl Philipp seiner Gemahlin beim Abschiede recht oft nach Turin zu kommen. Sie ertrug die Trennung mit Festigkeit, wäre sie ihres Helden würdig gewesen, wenn sie ihm durch Thränen und Klagen den Augenblick des Scheidens, der auch ihn bewegte, noch

schwerer gemacht hätte? Die Gefahr, der er entgegen ging, hatte er ihr so gering als möglich vorgestellt: von einer Kugel aus der Festung in den Laufgräben getroffen zu werden, war nach seiner Aeußerung sehr unwahrscheinlich und zum Sturme werde es auf keinen Fall kommen, da der Commandant, abgeschnitten von aller Verbindung, ohne Hoffnung auf einen Entsatz durch die ferne französische Armee, in dem Moment capituliren werde, wenn eine hinlängliche Bresche in die Mauer geschossen sei. Katharina verstand das nicht, sie glaubte auch wohl, daß er Alles gefahrloser darstellte, als es in Wirklichkeit war, aber sie besaß ein herzhaftes Gemüth und wenn ihr Gemahl sich mit neuen kriegerischen Ehren schmückte, konnte sie nur stolz auf ihn sein. Ihre Seelenkraft stählte sich in jeder Prüfung.

„Jetzt oder nie, wenn etwas geschehen soll!“ sagte zur passendsten Stunde noch immer am Krankenbette ihres Knaben die Verrua zum Herzoge, der sie besuchte. „Ihr seid der Meinung, daß eingeschritten werden muß — warum handelt Ihr nicht oder gebt dem entschlossenen Manne Raum, der alle Verantwortung auf seinen Kopf nehmen will?“

Der Herzog blickte sie mißfällig an und erwiderte: „Ich werde der Frau Gräfin gewiß Rechenschaft aon meinen Beweggründen ablegen, wenn es an der Zeit

ist. Bis dahin erlaubt mir —" er verbeugte sich ironisch.

Sie zuckte mit der Hand nach dem Herzen und schwieg. Ihr Auge senkte sich auf den Knaben, der mit seiner Schwester noch das einzige Band war, das den Herzog an sie fesselte, sein Herz war völlig gegen sie erkaltet, das hatte sie längst gefühlt, und — selbst verschuldet: sie war sich dessen bewußt und machte sich keinen Vorwurf daraus. Nur sein Spott, wenn er sie traf, verletzte sie tief.

„Sei nicht böse, Angiolina," sagte er. „Was Du in Deiner unerbittlichen Verfolgung der armen Frau mir rathen willst, ist bereits im Werke. Nur sage mir wohin?"

„In's Kloster!" erwiderte Angela tonlos ohne aufzublicken. „Das ist ja unsere Zuflucht, eh' wir die letzte finden."

„O, das klingt ja wie ein Sterbeglöcklein!" rief der Herzog. „Du willst doch nicht etwa an's Kloster denken, Du in Deiner Schönheit und Lebenslust —?" Sie lächelte bitter, aber er sah es nicht. „Unsere Zuflucht, sagst Du? Du meinst die Geliebten der Fürsten, denkst an die Cavallière oder dergleichen und rangirst auch die Frau von Brandenburg in eine Reihe, wohin sie, mit Deiner Erlaubniß, nicht gehört! Wenn eingeschritten

wird, Angela, so kann das nur einen andern Sinn haben — warte das ab."

„Gleichviel!" sagte sie mit einer heftigen Bewegung. „Auch sie wird dann Mitleid brauchen, auch sie wird der Schmerz heimsuchen — möchte sie dann so wenig Erbarmen finden, als ich in meiner schwersten Stunde!"

Es waren die Worte, welche sie einst vor sich hingesprochen, als sie im Leide um den Einzigen, dem ihr Herz in wahrer Zuneigung geschlagen, der Frau begegnet war, deren strenger Blick sie damals tödtlich verletzt hatte. Auch heut klangen diese Worte kaum geflüstert von ihren Lippen, es war, als wisse sie nichts davon, und der Herzog, der sie nicht verstand, blickte sie mit einem unheimlichen Gefühl an. Ihm kam sie vor, wie eine Irrsinnige.

„Du bist durch den Gram um das Kind gebeugt, Angiolina," sagte er mitleidig. „Sei getrost, der Arzt hat mir sein heiliges Wort zum Pfande gegeben, daß Vittorio in kurzer Frist hergestellt sein wird. — Morgen werde ich Dir zu Deiner Gemüthsberuhigung noch eine andere Nachricht als Labsal schicken: bis dahin bezwinge Deine Neugier. Leb' wohl, Angiolina, und zieh' wieder hellklingende Saiten auf. Du schadest Deiner Schönheit!"

Jetzt sah er das bittere Lächeln um ihren Mund und den stolzen Feuerblick ihres schwarzen Auges: sie war in diesem Moment wirklich sehr schön, aber es war die Schönheit einer Medea. Kaum, daß sie ihm die Hand zum Abschiede gab, als er ihr die seinige reichte. Der Eindruck, welchen ihr Benehmen auf ihn machte, war zu ihren Gunsten, nur wollte er sich das nicht recht gestehen.

Sie hätte nicht nöthig gehabt, ihn anzustacheln zu einem Schritte, den er längst bei sich erwogen hatte. Freilich hatte er andere Beweggründe und auch der künftige Ausgang erschien ihm ganz anders, als ihr. Aber alle Maßregeln waren bereits getroffen und noch am späten Abend erhielt der Oberst Dupré, Commandant seiner Schweizergarde, auf die er sich unbedingt für die Ausführung jedes Befehls verlassen konnte, seine letzten Instructionen. Ein Paar vertraute Männer, welche der Herzog dazu ersehen hatte, den schwierigsten Theil des Auftrags zu übernehmen, der Marquis Sinié und Graf Pallavicino waren schon vorher genau unterrichtet worden und was sonst noch zu geschehen, mußte in aller Stille geschehen.

Der Junimorgen war längst angebrochen, aber Turin lag noch im Schlummer: in Italien erwacht das Leben spät am Tage, weil es erst tief in der Nacht ver-

stummt. Am Mönchskloster San Salvatore, außerhalb der Festungswerke, da, wo sich drei Straßen dem Thore nähern, war bei nächtlicher Weile eine Abtheilung von Soldaten angekommen und hatte hier Halt gemacht, sie lagerte jetzt in zerstreuten Gruppen an einem geschützten Platze und ihre Officiere standen zusammen im Gespräch und beobachteten die Gegend nach der Stadt. Auch in dieser und zwar in der Nähe des herzoglichen Schlosses konnte man eine Truppenbewegung wahrnehmen. Die Schweizer waren es, oder wenigstens ein Theil derselben, welche ausrückten, ihr Oberst an der Spitze. Jetzt kam eine verschlossene Kutsche daher, deren Glasfenster mit Gardinen verhüllt waren. Langsam bewegte sich der Zug nach dem Palast Vercelli, ein Trupp der schweizerischen Hellebardiere war vorher in eine Nebenstraße abgeschwenkt, nach welcher der Palast ebenfalls einen Ausgang hatte. Vor dem Hauptportale hielt der Wagen, aus dem nun drei Herren stiegen, zwei im Staatskleide, der dritte in dunkelblauer einfacher Uniform: das war der brandenburgische Oberst von Carnall, welcher gestern Abend erst in Turin auf höhern Befehl angelangt war. Die Schweizer umstellten den Palast.

„Bis hieher Alles gut!“ sagte der Marquis von Sinié. „Klopfen wir an.“

Der Schlag des Thürhammers wurde mit einiger

Bescheidenheit geführt, aber er rief den Thürsteher, der nur ein wenig wieder eingenickt war, sogleich an das Fenster. Verwundert sah er die Soldaten und den Wagen — aber er fragte im vollen Gefühl seiner Sicherheit, was die Herren wünschten.

„Einlaß, guter Mann," sagte Pallavicino. „Ist die Frau Gräfin schon aufgestanden?"

„Ihre Durchlaucht? Ich kann nicht dienen," war die Antwort. „Unser gnädigster Prinz ist angekommen."

Die beiden italienischen Herren erschraken sichtlich und sahen einander betroffen an. Auch der Officier wirbelte unruhig an seinem kurz aufgesträubten Knebelbarte.

„Oeffnet schnell! Wir haben mit dem durchlauchtigen Prinzen eiligst zu sprechen," befahl Pallavicino, der sich zuerst gefaßt hatte und die Nothwendigkeit raschen Handelns einsah, wenn nicht Alles scheitern sollte. Der Thürsteher ließ sich imponiren und gehorchte.

„In welchem Zimmer finden wir — Seine Durchlaucht?" fragte der Graf. „Zeigt uns den Weg!"

„Dort kommt der Kammerdiener," sagte der Thürsteher, welcher durch das ungewöhnliche Ereigniß ganz bestürzt war. Pallavicino hatte dem Obersten Dupré einen Wink gegeben, worauf sich ein paar Schweizerofficiere ihnen angeschlossen; Carnall aber erkannte an dem Diener, welcher ihnen verwundert entgegen kam, die

Hoflivrée des Hauses Brandenburg und sah, daß es ein Märker war.

„Ist Seine Durchlaucht schon aufgestanden?“ fragte er ihn in deutscher Sprache.

„Ja wohl, die Herrschaften sind beim Frühstück,“ erwiderte der Kammerdiener. — „Was soll ich melden?“

„Laß nur gut sein, zeig uns das Zimmer, wo wir die Herrschaften finden,“ befahl Oberst Carnall. „Eine Meldung ist gar nicht nöthig. Vorwärts!“ setzte er barsch hinzu und vor diesem Tone strenger Autorität verstummte auch der Leibdiener des Prinzen. Der Oberst mußte ja doch von Seiner Durchlaucht herbefohlen sein, anders ließ es sich gar nicht denken.

Der Prinz war in der That auf einem Gewaltritt durch die wunderschöne Sommernacht bei Tagesanbruch in seinem Hause angekommen und saß nun mit seiner Gemahlin im heitern Gespräch beim Frühstück, nicht ahnend was sich vor dem Palast und auf der Treppe begeben hatte. Das Zimmer, in welchem sie die ersten Morgenstunden zu verbringen pflegten, lag nicht nach der Straße hin, sondern bot die Aussicht auf den Garten, aus welchem die süßen Düfte der Blüten durch die offenen Fenster hereinwehten und das Plätschern eines silberhellen Springbrunnens zu hören war.

„Du darfst Dir also die Seelenruhe nicht durch

dies Geschwätz trüben lassen," sagte Karl Philipp. „Der Herr von Rocheplate, welcher die gute kleine Taube durch seine Warnung erschreckt hat, mag es treu mit Dir meinen, und er hat ja auch volle Ursache, Dir für Deine Wohlthaten, welche Du ihm seit seiner Kindheit erwiesen hast, dankbar zu sein, aber er sieht Gespenster. Wenn sie uns auch mit verlegenen Mienen umschleichen und nicht recht wissen, was sie Dir für einen Titel geben sollen, zu fürchten haben wir nichts. Wer sollte es wagen, Dir zu nahe zu treten? Der Einzige, der sich wohl von keinem Gewaltschritte fürchtete, ist der alte Hakeborn, aber ohne die Einwilligung des Herzogs darf auch er es nicht wagen, und von dem Herzoge, der mir die wohlwollendsten Versicherungen gegeben hat, ist nichts für Dich zu besorgen."

„Hab' ich von mir gesprochen?" entgegnete Katharina. „Ich fürchte nichts für mich — was sollte mir geschehen? Aber was Raymond durch seinen Freund aus sicherster Quelle in Erfahrung gebracht hat, gilt Dir, und kann nur Dir gelten — darum habe ich auch geglaubt, Dir einen Boten senden zu müssen!"

„So hat er uns doch einen Vortheil gebracht," sagte Karl Philipp lächelnd, indem er den Arm um sie schlang und sie küßte. „Ohne Deinen Boten würde ich erst in einigen Tagen gekommen sein, denn wir

rücken scharf vor gegen die Festung und es könnte sich leicht morgen oder übermorgen etwas Interessantes ereignen. Du siehst, welch einen gehorsamen Sklaven Du an mir hast, daß ich gleich selbst kam, um Dich zu beruhigen. Und Deine Warnung habe ich nicht etwa in den Wind geschlagen, denn auf dem Tische dort liegt mein Schwert, in heißer Erwartung, dem Ersten, welcher Dir eine böse Miene macht, bis an das Stichblatt in den Leib gestoßen zu werden."

„Das ist kein guter Scherz," entgegnete sie sanft. Da wurden Beide plötzlich aufmerksam — im Corridor ließen sich rasche, aber gedämpfte Fußtritte hören — der Prinz stand auf und richtete seinen Blick nach der Thüre: es waren offenbar Mehrere, die sich hier nahten — was hatte diese Ungebühr zu bedeuten.

„Karl! Um Gotteswillen!" rief Katharina bestürzt und ahnungsvoll.

Da wurde die Thüre rasch geöffnet und ohne Meldung drangen sie ein, theilten sich, umringten den Prinzen schon, der ihnen erstaunt und voll Unwillen entgegen getreten war. — „Was soll das, ihr Herren?" rief er im auflodernden Zorne, indem er den Nächsten, der sich ihm dicht aufdrängte, an der Brust faßte und zurückwarf. Ein durchdringender Schrei Katharinas, die ihre Ahnung bestätigt, und ihren Gemahl in Gefahr sah,

traf sein Ohr — sie hatten den Prinzen von ihr getrennt, aber doch nicht so eng in ihren Kreis eingeschlossen, daß er seine Waffe nicht hätte erlangen können. Diese blitzte schon der Scheide entrissen: „Verräther! Wagt ihr es, mir zu drohen?“ rief er mit donnernder Stimme; auch die Degen der Angreifer waren schnell gezückt, um sich vor seiner Wuth zu schützen, obgleich sie ihn, ohne Hand an ihn zu legen, so dicht umringt hatten, daß er keinen Raum fand seine Wehr zu gebrauchen. Da stand mit einem Male — man wußte nicht, woher so plötzlich gekommen — die riesige Gestalt des Obersten von Hakeborn, Alle überragend, mitten im Zimmer. „Nur ohne Umstände, Carnall!“ rief er seinem brandenburgischen Genossen zu, der sich um die junge Frau bemühte, welche vor dem Entsetzlichen, das sich vor ihren Blicken zutrug, ohnmächtig auf ihren Sessel niedergesunken war. — „Thu' Er, was Ihm befohlen ist!“

Da hob Carnall die Bewußtlose auf und trug sie, von einem Schweizerofficier unterstützt, noch ehe sie zur Besinnung kam, aus dem Zimmer. Vergebens stieß der Prinz, seiner eignen Sinne kaum mächtig, sein Degengefäß dem Pallavicino, der ihm wehrte, seiner Gemahlin zu Hülfe zu kommen, so gewaltig auf die Brust, daß dieser zurücktaumelte, vergebens bahnte er sich dann mit der freigewordenen Klinge den Weg aus dem Zimmer, um

Katharina, welche nun zum schrecklichsten Bewußtsein gekommen, seinen Namen rief: draußen streckten sich ihm, der Corridor von Wand zu Wand, eine starre Reihe schweizerischer Hellebarden entgegen, die er nicht zu trennen, ihre Träger mit seinem Degen nicht zu erreichen vermochte, wie rücksichtslos er sich auch auf sie stürzte!

„Gnädiger Herr!" hörte er hinter sich Hakeborn's mächtige Stimme und er wandte sich um, all' seine Wuth und seine Kraft gegen diesen Urheber der unerhörten Gewaltthat zu kehren.

Aber Hakeborn bot seine Brust, ohne den Degen zu ziehen, dem Ausfall des Prinzen dar. „Stoßt zu, gnädiger Herr! Es wäre nicht das erste Blut, das ich für meinen Kurfürsten vergossen."

Wirklich hatte Karl Philipp, blind vor Zorn, einen Streich geführt, den aber der Oberst Dupré schnell vorspringend mit seiner Klinge aufgefangen hatte. Als nun der Gegner so ruhig, ohne Anstalten sich zu vertheidigen, vor ihm stand, da kehrte dem Prinzen die Besinnung zurück und er senkte die Spitze seines schon zum erneuten Streiche geschwungenen Degens.

„Wo habt ihr meine Gemahlin hingebracht?" rief er wild. „Ich fordere sie zurück — augenblicklich!"

„Eure Hoheit," wagte nun der Marquis von Sinié sich hervorzuthun und dem deutschen Grimme durch glatte



französische Reden ein Ende zu setzen, — „Eure Hoheit wolle gnädigst bedenken, daß wir uns nicht unterfangen haben, ohne Befehl zu handeln —"

„Auf wessen Befehl? Meines Bruders? Gehorchen ihm diese Schweizer? Zurück, ihr da! Oder — soll ich selbst Euer Gefangener sein? Ich würde meinen Degen etwas theuer verkaufen! — Sprechen Sie, Hakeborn!" wandte er sich an diesen wieder in deutscher Sprache. „Sie sind wenigstens ein ehrlicher Mann, wohin ist meine Gemahlin gebracht? Welche Absichten hat man bei dieser Schändlichkeit? Ihr könnt mich hier tödten, aber niemals zwingen, meine rechtmäßige Gemahlin zu verlassen! Ich werde sie finden, wo sie auch sein mag, ich werde mein Leben an ihre Befreiung setzen!"

„Gnädigster Herr, ich habe unter dem Großen Kurfürsten, Ihrem Vater, gedient und dabei gelernt, wie man seine Pflicht thut, ohne viel Anfragen, auf eigene Verantwortung," erwiderte Hakeborn. „Alles, was hier geschehen ist, nehme ich auf mich, bis mein Landesherr weitere Befehle erläßt. Euer Durchlaucht arretiren zu wollen, kann mir nicht einfallen, eben so wenig, als meinen Degen gegen einen Prinzen des Hauses Brandenburg zu ziehen." Er winkte dem Obersten der herzoglichen Leibwache und die Schweizer zogen sich aus dem Corridor zurück, während die piemontesischen Edelleute

in Verlegenheit schienen, wie sie nun von dem Prinzen, der mit lodernden Blicken den alten Hakeborn angehört, ihren Abgang nehmen sollten.

„Ihr wollt mir nicht Rede stehen?“ rief Karl Philipp. „Nicht sagen, wohin meine Gemahlin gebracht ist?“

„Ich kann es nicht,“ antwortete der Oberst.

Da kehrte ihm der Prinz heftig den Rücken und trat in sein Zimmer zurück, dessen Thüre hinter ihm in das Schloß fiel. — „Eine furchtbare Scene!“ sagte der Marquis Sinié, während er mit seinen Begleitern den Palast verließ. „Ich werde sie nie vergessen. Seid Ihr nicht auch erschüttert, lieber Graf?“

„Ich müßte kein Pallavicino sein, wenn ich vor einer That mich scheute, die mein Fürst befiehlt,“ erwiderte dieser.

Oberst Dupré war den Schweizern, welche den Palast besetzt gehalten, schon im Abmarsche nach dem Schlosse vorausgeeilt, um dem Herzoge den ersten Bericht abzustatten. Eine andere Abtheilung seiner Schaar hatte den verschlossenen Wagen, in welchen die Gemahlin des Prinzen gebracht worden war, escortirt. Hakeborn trennte sich von den piemontesischen Herren, die sich ebenfalls nach dem Schlosse begaben und ging mit großen Schritten nach der Wohnung des Geheimen-Raths von

Blumenthal, der ihn mit ängstlicher Ungeduld erwartete. „Nun, mein theurer Herr Oberster!“ rief er ihm entgegen. „Haben Sie gebissen?“

„Das Gras beinah, verehrter Freund!“ antwortete Hakeborn. „Wenn ihm nicht vor Wuth Aug' und Hand völlig gelähmt gewesen wären, hätte ich kaltes Eisen von ihm verspeist, daß ich genug daran gehabt hätte.“

Er berichtete nun in aller Kürze, was geschehen war, und ließ sich heut auch willig finden, das Schreiben, welches Blumenthal sogleich an den Kurfürsten aufsetzte, mit zu unterschreiben.

„Nun mag Er thun, was Er für Recht hält,“ sagte er, die Feder wegwerfend.

Der Prinz von Brandenburg war gleich nach der Entfernung der Bewaffneten von seiner Dienerschaft umgeben, sie war wohl auf des Thürstehers Ruf zusammengelaufen, hatte aber nicht vermocht, zu ihrem Herrn zu dringen, oder dessen Gemahlin zu befreien, wie herzhaft sie auch dazu einen Versuch gemacht hatte. Der Prinz war jetzt leichenblaß, seine Kraft schien von dem Uebermaß der Leidenschaft erschöpft zu sein, er zitterte. — „Ankleiden!“ herrschte er dem Leibdiener zu. „Sogleich anspannen!“

„Herr Gott!“ rief der Diener entsetzt. „Durchlaucht bluten!“

Es war nur eine leichte Wunde an der Brust — von einer Hellebarde vielleicht, in deren Stahlreihe der Prinz sich gestürzt hatte. Das Blut wurde durch einen festen Verband gestillt, den er ohne Zeitverlust anzulegen befahl — von einem Wundarzte wollte er nichts hören.

„Macht nicht so viel Wesen aus einer Schramme!“ rief er mit neu erwachender Heftigkeit. „Schafft mir den Wagen! Finde ich keinen Gehorsam mehr?“ Jetzt war die Bläße verschwunden und sein Gesicht brannte in dunkler Glut; die Aufregung und der erlittene Blutverlust mußten ihm schaden, die treuen Diener sahen mit Besorgniß, wie krampfhaft seine Hände zitterten und der älteste von den märkischen Leuten wagte eine Einrede gegen sein Vorhaben, jetzt auszufahren.

„Das kannst Du mir sagen und meine Frau ist gefangen!“ rief der Prinz. Er besann sich aber schnell, daß er sich von seinen Gefühlen nicht dürfe hinreißen lassen, wenn er Besonnenheit zum Handeln bewahren wollte und winkte den Dienern sich zu entfernen. Als er allein war, schlug er beide Hände vor das Gesicht und saß mit tausend wilden Entwürfen ringend, bis ihm der Wagen gemeldet wurde.

„Zum Schloß!“ befahl er aufstehend, er schwankte — der Leibdiener mußte ihn unterstützen, aber nach dem ersten Schritt hatte er schon wieder Kraft gewonnen. Er wollte vor Allem den Herzog sprechen.

Fünftes Capitel.

Die Trennung.

Anderthalb Stunden von Turin, in anderer Richtung als La Veneria, lag noch ein herzogliches Lustschloß, Stuppiniggi genannt, das auch mit einem prächtigen Garten und schönen Frescogemälden im Gesellschaftssaale geschmückt war. Dorthin hatte sich der Herzog an demselben frühen Morgen, wo die Gewaltthat im Palast Vercelli ausgeführt wurde, begeben. Von der Straße nach diesem Schlosse, welche durch ein reich angebautes Land in ziemlich grader Richtung läuft, konnte man zur Rechten viele Landhäuser der vornehmen und reichen Familien sehen, auch die Casa Verrua, wo der Herzog zuweilen einsprach, wenn die Gräfin hier weilte. Das war aber heut nicht der Fall, auch würde es ihn nicht mehr in alter Weise angezogen haben. Weiter hinaus, etwa

eine Stunde vom Thore der Hauptstadt entfernt lag, im Schatten uralter Bäume ein Frauenkloster, Santa Croce, Heiligenkreuz. Hier ließ der Herzog zur Verwunderung seiner Diener halten; er stieg nicht aus, sondern erwartete einen Herrn, der, wie man jetzt bemerkte, von einem andern, hart an der Klostermauer haltenden Wagen herkam. Die Diener kannten ihn, es war der Marchese delle Rovere, der Gouverneur von Turin — wie kam derselbe zu dieser Stunde hieher und was hatte das zu bedeuten?

Der Gouverneur trat mit entblößtem Haupte an den offenen Schlag des Wagens, wo ihm der Herzog einige Worte sagte, welche die Diener nicht verstanden. Der Marchese antwortete noch leiser.

„Ihr werdet sie beruhigen," hörten sie dann den Herzog laut sagen und gleich darauf erfolgte der Befehl, weiter zu fahren. Der Gouverneur blieb zurück. Sein Gesicht war ernst, beinahe kummervoll, sein Auge auf die Straße gerichtet, welche von Turin daher führte. Nicht allzu lange durfte er warten. Eine Staubwolke, die sich näherte, verkündigte ihm die Ankunft derjenigen, auf die er mit schwerem Herzen harrte.

Eine verschlossene Kutsche kam im raschen Trabe daher, von zwei Reitern zu jeder Seite begleitet. Sie lenkte, näher gekommen, von der Straße ab, der hohen

Mauer zu, welche das Kloster mit seinen Gebäuden vor jeder Verbindung mit der Außenwelt absperrte. An der Pforte, welche sich Ungeweihten niemals öffnete, hielt der Wagen still, einer der Reiter sprang ab, den Schlag desselben aufzuthun, da hörte man aus der Kutsche einen freudigen Ausruf und sah ein schönes, aber todtbleiches Frauenantlitz sich herabneigen.

„Gott sei gelobt! Mein Freund, mein Erretter!“ rief die Dame und schwang sich, jede Hülfe ihrer Begleiter streng zurückweisend, rasch aus dem Wagen.

„Faßt Euch, theure, unglückliche Frau,“ sagte der Marchese tief erschüttert, indem er ihre Hand ergriff, um sie zu unterstützen, denn sie schwankte — ihr Blick hatte das Kreuz erkannt, das über die graue Mauer durch die Wipfel der Bäume herüber schimmerte und alle Hoffnung, welche beim Anblicke des väterlichen Freundes in ihr erwacht war, sank eben so schnell wieder in Trümmer. Sie wußte, daß ihr Geschick hier entschieden war — aber ihre Gedanken nahmen jetzt wieder die Richtung, welche sie während des ganzen Weges nicht verlassen hatten: sie sah ihren Gemahl von Feinden umringt, sein Leben bedroht! Das allein war es ja, was ihr in dem schrecklichen Moment das Bewußtsein geraubt hatte.

„Ihr seid hier — Ihr nennt Euch meinen Freund — und dort, wo Ihr für die Sicherheit von Tausenden

wachen sollt, steht ein Leben in Gefahr —" die Stimme versagte ihr, sie konnte nur seine Hand leidenschaftlich an ihre Brust drücken — daß sie umgeben war von Zeugen, schien ihr kaum bewußt, sie hatte sich ja ihres Gefühls nicht zu schämen: mochte es die ganze Welt wissen, daß hier der empörendste Frevel begangen worden war!

„Beruhigt Euch! Ihr habt für kein Euch theures Leben zu zittern," sprach der Greis. „Auch Euch wird nichts geschehen — hofft Alles von der Zeit! Es ist eine Prüfung, die Euch Gott schicket, ertragt sie, wie eine fromme Tochter der Kirche, die Ihr immer gewesen seid — Alles wird sich besser gestalten! Ihr habt nichts zu fürchten!"

„Ich zage nicht um mich!" sagte sie mit wunderbar schnell gewonnener Fassung, indem sie einen Blick über die Gruppe der Männer warf, die sich mit natürlichem Schicklichkeitsgefühl in einige Entfernung zurückgezogen hatten. „Gebt mir Euer Wort, daß mein Gemahl sicher ist — dann thut mit mir, was man Euch befohlen."

Er betheuerte ihr nochmals, daß der Prinz nicht im Geringsten gefährdet sei, daß nur eine harte Nothwendigkeit diese traurige Trennung herbeigeführt habe, sie unterbrach ihn mit der Frage, ob ihr Gemahl wisse, wohin man sie geführt und — als er das mit Achsel-

zucken beantwortet — ob er ihn davon benachrichtigen wolle?

„Meine Pflicht, theure, arme Freundin — bedenkt meine Pflicht — es ist mir, wie Allen, streng untersagt, gegen irgend Jemand, am wenigsten —"

„Wohlan!" unterbrach sie ihn mit fester Stimme. „So laßt uns hier nicht länger weilen! Thut Eure Pflicht, Herr Gouverneur: Katharina von Brandenburg ist bereit, Euch zu folgen."

Vom Kloster aus hatte man längst die Ankunft des Zuges, von welcher man schon gestern benachrichtigt worden war, bemerkt und alle Ordensschwestern waren auf Befehl der Aebtissin versammelt, um die vornehme Frau, welche in Santa Croce vielleicht auf immer weilen sollte, mit aller Achtung, wie ihnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht worden war, zu empfangen. Die Pforte öffnete sich auf die Anmeldung, welche der Gouverneur nicht länger zurück hielt, er nahm einen bewegten Abschied von seiner jungen Freundin, die sich von ihm mit ruhiger und stolzer Würde trennte. Der brandenburgische Oberst, der sie hieher geleitet hatte, trat ehrerbietig hinzu und bat sie, guten Muthes zu sein, er hoffe sie bald in Ehren und Freuden wieder abzuholen. Sie gab ihm ein zustimmendes Zeichen mit der Hand und die Pforte, innerhalb welcher die Aebtissin mit den Klosterfrauen sie erwartete, schloß sich hinter ihr.

„Wollt Ihr mir die Ehre erzeigen —?" sagte der Marchese zu dem Officier, welcher mit theilnehmenden Blicken der Dame nachsah, die ihn unterwegs durch ihr Benehmen ganz für sich gewonnen hatte.

„Ich danke Euch! Mein Schergendienst ist noch nicht ganz erfüllt," antwortete der Oberst.

Der Marchese bestieg darauf seinen Wagen und fuhr in trauriger Stimmung nach dem Schlosse Stuppiniggi weiter, wohin er beschieden war, um dem Herzoge Meldung abzustatten. Oberst von Carnall blieb zurück, er mußte die halbe Compagnie brandenburgischer Musketiere abwarten, welche am Thore von Turin die Abtheilung der schweizerischen Leibwache abgelöst und die Deckung des vorauseilenden Wagens gegen einen etwaigen Versuch, ihn noch einzuholen, übernommen hatte. Die ehrlichen Märker waren gut ausgeschritten, dort kamen sie schon.

Der Oberst ging ihnen entgegen. „Hauptmann von der Marwitz!" rief er dem Officier entgegen, welcher an der Spitze marschirte. Dieser trat heraus, streckte das Esponton, das er auf der Schulter trug, mit der rechten Hand vorschriftsmäßig aus und lüftete mit der Linken den Hut.

„Lassen Sie halten und aufmarschiren," befahl der Oberst.

Es war eine halbe Compagnie, sechzig Mann stark, der Hauptmann gab das Commando und stellte sie in ihren sechs Gliedern, an der Straße auf.

„Hauptmann von der Marwitz," sagte der Oberst laut, so daß es die ganze Mannschaft hören konnte, „Sie sind mit Ihrer halben Compagnie zur Ehrenwache bei der Gemahlin unsers durchlauchtigsten Prinzen Karl Philipp, Markgrafen von Brandenburg, commandirt. Dieselbe wird in diesem Kloster ihren Aufenthalt nehmen, so lange Seine Durchlaucht im Felde steht. Sie haben dafür zu sorgen, Herr Hauptmann, daß Niemand hier den Frieden und die Zurückgezogenheit stört, daß kein Unfug oder Exceß geschieht, welches unsern Truppen zur Unehre und Ihnen selbst zur schweren Verantwortung gereichen würde. Will hoffen, daß Sie aus Ihrer Compagnie die besten Leute zu dieser Ehrenwache ausgezogen und Ihnen vor dem Ausmarsch nochmals den Kriegsartikelbrief vorgelesen haben. — Es ist eine Ehrenwache, Herr Hauptmann, nichts anderes!" wiederholte er zum dritten Male mit Nachdruck.

Der Hauptmann stand mit seinen Leuten straff unter dem Gewehr ohne eine Miene zu verziehen.

„Sie werden Quartier und Verpflegung in den Wirthschaftsgebäuden außerhalb der Ringmauer des Klosters erhalten, und an dem Thore dort eine Wache auf-

stellen, von welcher die nöthigen Posten gegeben werden, um die Ruhe und Sicherheit aufrecht zu halten. Was sonst der Dienst mit sich bringt, wissen Sie. Oberst von Stille hat Sie besonders dazu ausgewählt, Hauptmann von der Marwitz, es gereicht Ihnen zur Ehre. Ihr," wandte er sich zu der Mannschaft, „Ihr seid vom eignen Regiment Seiner Durchlaucht, macht demselben keine Schande, Kerls!" Er zog den Hut ein wenig vor dem Officier und begab sich dann zu seinem Wagen, der ihn nach der Stadt zurückführte. Die Reiter, welche ihn begleitet hatten, waren schon früher aufgebrochen. — „Was lacht ihr?" fuhr der Hauptmann seine Musketiere an, denen er noch einige Momente Rast gestattet hatte, ehe er an die Aufstellung der Wache ging. „Nonnengeschichten? Ich werde sie Euch austreiben!"

Sie zeigten nach dem Wagen, der auf der Straße dahinfuhr. Ein kleiner Mann war plötzlich aus einem Strauch am Wege geschlüpft und suchte sich unbemerkt vom Kutscher auf das hintere Trittbrett aufzuschwingen, wobei er, da die Pferde im Trabe waren, die possierlichsten Sprünge machte. Endlich gelang es ihm und er schwenkte nun seine Kappe gleichsam triumphirend gegen die ihm nachschauenden Soldaten.

Der Hauptmann traf seine Anstalten, nur hatte er über den Dienst, zu welchem er ausdrücklich erlesen

war, und die so sehr betonte Ehrenwache seine eigenen Gedanken. Ein höflicher Mann fand sich bei ihm ein, der sich als beauftragt kund gab, ihm Quartier und alles Nöthige anzuweisen; Marwitz konnte sich mit ihm verständigen, weil er in den beiden Feldzügen, die er in Italien schon mitgemacht, erträglich Italienisch gelernt hatte: deshalb war er auch wohl von seinem Regimentsbefehlshaber zu dieser „Ehrenwache" auserwählt worden.

In Turin meldete sich Herr von Carnall beim Obersten von Hakeborn und machte ihm Bericht über die pünktliche Ausführung seiner Befehle; er konnte nicht umhin, dabei einige Worte des Bedauerns zu äußern, daß es dazu habe kommen müssen. Der Alte sah ihn sträflich an.

„Thut mir auch leid, kann aber nicht helfen," sagte er. — „Ich kann mich doch darauf verlassen, daß der Prinz nichts erfährt?"

„Der Herr Oberst glaubt doch nicht, daß ich erhaltenen Befehlen zuwider handeln könnte?" entgegnete Carnall.

„Von Ihm ist keine Rede!" sagte Hakeborn barsch. „Aber man kann in diesem verwünschten Lande keinem Menschen trauen, lauter Hinterlist und Verrätherei! Erführe der Prinz, wo seine Frau steckt, so wäre Alles von seiner Hitze zu erwarten und es fragt sich, ob Mar-

witz der rechte Mann ist, auch gegen den Prinzen Front zu machen.“

„Stille repondirt für ihn!“ versicherte Carnall.

Der Prinz war von seinem mißglückten Versuche, den Herzog zu sprechen, erbittert zurückgekommen, er hatte nicht einmal erfahren können, wohin derselbe gereist war. Jetzt erst ließ er es geschehen, daß sein Leibdiener, welcher nach seinem Aussehen große Besorgniß um ihn hegte, einen Wundarzt herbei rief, um einen ordnungsmäßigen Verband anzulegen. Der Arzt fand die Wunde an sich allerdings nicht bedeutend, aber der Zustand des Prinzen, besonders seine Aufregung, deren Grund er nicht kannte, erschien ihm bedenklich und er konnte nur zur äußersten Gemüthsruhe und Schonung rathen, wenn das Fieber, was unläugbar schon eingetreten war, nicht zunehmen sollte.

„Gemüthsruhe!“ rief der Prinz heftig. „Wißt Ihr anzugeben, wo sie zu kaufen ist?“

Der Wundarzt, der ein frommer Mann war, hätte darauf wohl eine Antwort geben können, aber er wagte es nicht, er redete dem jungen Fürsten nur demüthig und warnend zu und empfahl beim Hinweggehen dem Kammerdiener, welcher ihn hinaus begleitete, die größte Achtsamkeit und Pflege. Jetzt erst erfuhr er, was sich zugetragen hatte und konnte sich nun den Gemüthszu-

stand des Prinzen erklären: um so mehr aber mußte er fürchten, daß er sich dadurch die Heilung der unbedeutenden Wunde erschweren werde.

Karl Philipp war nicht zu bewegen, sich der Pflege hinzugeben, die ihm der treue Diener weihen wollte. Er wies das Ansinnen, sich wenigstens eine kurze Zeit zur Ruhe niederzulegen, zornig zurück und ging rastlos im Zimmer auf und ab, mit Entwürfen und Plänen beschäftigt, was er thun könne, wohin er sich wenden solle: hätte er Katharinas Aufenthalt gewußt, so würde Hakeborns Befürchtung wohl gerechtfertigt worden sein! Er quälte sich fruchtlos ab, einen Rath zu ersinnen und fühlte sich so schwach, so ohnmächtig, wie ein Kind. Aber er hatte darum nicht eines Kindes weiches Gefühl das in Thränen Erleichterung findet, noch minder wandte er sich mit seinem Kummer dahin, wo allein Trost und Balsam zu suchen ist und für die rechte Bitte oft unmittelbare Gewährung — im Gegentheil knirschte er im wilden Grimme und haderte trotzig gegen das Schicksal, trotzig bis zur Lästerung.

Daß er Hakeborn, welchen er doch nur als Vollstrecker der Befehle seines Bruders ansehen mußte, selbst mit dem Degen in der Hand nicht zwingen konnte, ihm Katharina wieder zu geben oder nur ihren Aufenthalt zu entdecken, hatte er bereits erfahren. Vielleicht war sie

gar nicht mehr in Turin, sondern sein herzloser Bruder hatte es hier durchgesetzt, daß sie ihm ausgeliefert wurde, um ihre blühende Jugend, getrennt von dem Gatten, in einer brandenburgischen Feste zu vertrauern. Sein Blut kochte bei diesem Gedanken! Er wäre fähig gewesen, dem Kurfürsten, der es zeigte, daß er nicht mit ihm unter einem Herzen gelegen hätte, mit dem Schwur bitterer Rache entgegen zu treten! Vorerst aber wollte er mit Victor Amadeus Abrechnung halten. Die Mitwirkung seiner Schweizer bei der Gewaltthat stellte es außer Zweifel, daß er die Hand dazu geboten habe: er mußte ihm Rede stehen, er konnte einem Ebenbürtigen, den er persönlich so unerhört angegriffen hatte, die Genugthuung nicht verweigern, auch kannte er ihn als tapfer und — wie es ihm die Laune eingab, auch als großmüthig. Vielleicht ließ er sich doch bestimmen, ihm eine andere, eine glücklichere Genugthuung zu geben, als mit dem Degen! An diesen Strohhalm klammerte sich der Versinkende.

Es war Mittag geworden. Alle Erkundigungen, welche der Prinz auch an andern Orten nach dem Reiseziele des Herzogs hatte anstellen lassen, selbst bei der Herzogin, hatten zu nichts geführt: Niemand wußte, wohin er gefahren war, nur der Minister St. Thomas hatte eine Andeutung gemacht, daß er wohl in das Hauptquartier

des Prinzen Eugen gereist sein könne. Daß er mit Absicht ein Zusammentreffen mit dem Beleidigten vermieden habe, stand diesem längst fest: er konnte doch aber nichts thun, da er nicht wußte, wo Jener zu finden war, als einen Eilboten nach dem Lager, wo sein treuer Beaupré zurückgeblieben war, abzufertigen, damit dieser ihm wenigstens Gewißheit gebe, ob der Herzog etwa dort sei. Unterdessen kam aber derselbe vielleicht nach Turin zurück; der Prinz hatte Anstalt getroffen, dies augenblicklich zu erfahren. Da wurde ihm, als er sich einen Moment auf das Ruhebett geworfen hatte, der Herr von Rocheplate gemeldet. Augenblicklich sprang er auf und befahl, ihn vorzulassen.

Er hatte den jungen Führer der Bergbewohner, von dem der Herzog von Savoyen oft mit Anerkennung gesprochen, über den auch Katharina sich zuweilen, obschon mit einer gewissen Zurückhaltung, geäußert hatte, nie gesehen: ein besonderes Interesse war in ihm erst für ihn angeregt worden als ihm Katharina die Warnung geschrieben, welche ihr durch die Tante zugegangen war. Als der Prinz den schwarz gekleideten blassen Mann mit dem ernsten Gesicht eintreten sah, machte er ihm zuerst einen unheimlichen Eindruck: ihm war es, als könne der niemals gute Kunde bringen, doch wehrte er diese Anwandlung ab und rief ihm entgegen: „Ihr

habt umsonst gewarnt, Herr von Rocheplate! Unsere Feinde sind schneller gewesen als wir dachten! Ihr wißt, die Markgräfin —?"

„Ich weiß es, gnädiger Herr," erwiderte Rocheplate, die Augen niederschlagend, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging. „Aber ich komme, Eurer Hoheit zu sagen, daß die Prinzessin wenigstens in einer stillen Freistatt weilt, wo sie mit aller Rücksicht, die man ihr schuldig ist, behandelt wird."

„Wißt Ihr, wo sie ist?" rief der Prinz, erbebend vor Freude und Hoffnung.

„Im Kloster Santa Croce," gnädiger Herr. „Aber ich bitte Eure Hoheit, keinen Schritt zu thun, der vielleicht Alles gefährden könnte! Ich beschwöre Euch, mich ruhig anzuhören —"

„Wo ist dies Kloster? Führt mich hin, oder sagt mir, wo ich es finde! Wer hat Euch davon Nachricht gegeben?"

Auf diese stürmischen Fragen hob Rocheplate nur bittend die Hand und sagte: „Denkt an keinen Gewaltschritt, er würde unrettbar in's Verderben führen! Wollt ihr mich anhören?" — Der Prinz warf sich auf das Lager, stützte den Kopf in die Hand und sah ihn mit glühenden Augen an. — „Die Stätte, wo die Prinzessin weilt, ist ein Heiligthum — in diesem Lande!

Ich bin kein Katholik, gnädiger Herr, vielmehr gehöre ich den Verfolgten an, die man hier nicht einmal für Christen gelten läßt, aber ich kann Euch doch nur sagen, daß ein Versuch, gewaltsam in Klostermauern einzudringen, die schwersten Folgen nach sich ziehen würde. Wollt Ihr der Prinzessin ein Zeichen geben, daß Ihr wißt, wo sie weilt, Ihr einen Brief senden, der sie tröstet, so werde ich es übernehmen, ihn sicher in ihre Hände gelangen zu lassen und Euch eine Antwort zu verschaffen."

„Habt Ihr dort Zugang?" rief der Prinz, von dieser Aussicht neubelebt.

„Ich so wenig, als ein Anderer, aber ich kann mein Versprechen halten."

„Ihr seid ein Waldenser?"

„Ich bin ein Christ, gnädiger Herr," antwortete Raymond.

„Wollt Ihr warten auf meinen Brief? Ich will gleich schreiben!" Er erhob sich und preßte die heiße Stirn, deren Adern fast schmerzhaft pochten, mit der Hand.

„Eure Hoheit wolle sich Ruhe gönnen — Ihr seid krank! Schreibt nicht gleich, ich kann auch den Brief erst morgen an die Prinzessin gelangen lassen und werde ihn abholen. Faßt Euch, gnädiger Herr!"

„Du bist doch treu?" rief Karl Philipp, von plötz-

lichem Mißtrauen erfaßt. „Aber nein! Verzeihe mir! Ich weiß ja, daß Du meiner Katharina treu bist! Ich werde Dir ewig dankbar sein!“

Raimond erwiderte nichts, seine Züge spannten sich, um seine Lippen spielte ein schmerzliches Zucken.

„Auf Wiedersehen denn! ich werde den Brief selbst in Eure Hände geben,“ sagte der Prinz und Racheplate entfernte sich. Schreiben wollte Karl Philipp nun, aber er konnte keinen klaren Gedanken fassen, die Natur forderte ihr Recht und er mußte wirklich den Bitten seines Dieners, der wieder bei ihm erschien, Gehör geben und eine Weile die Ruhe suchen, welche ihm so nöthig war. Später kam der Wundarzt wieder und brachte den Leibmedicus des Herzogs mit, den er auf seine eigene Verantwortung dazu eingeladen hatte, weil er eine Krankheit im Anzuge sah, der er sich nicht gewachsen fühlte. Der Leibmedicus jedoch, als er zur Verwunderung des ihn anmeldenden Dieners gleich angenommen worden war, sah durchaus keine Gefahr, lächelte, als er die Wunde besichtigte, fand den Puls, den er mit gelehrter Miene eine geraume Weile prüfte, zwar etwas unruhig und verordnete deshalb einen niederschlagenden Kühltrank, hielt es aber für unbedenklich, daß der Prinz morgen oder übermorgen, wie er hörte, wieder zu seinen Truppen vor Casale zurückkehren wollte. „Pul-

verdampf ist das beste Specificum für gewisse Leiden!" sagte er mit bedeutungsvollem Tone. Er wußte, wie ganz Turin, was geschehen war, und wollte durch diese Worte seine Mitwissenschaft bekunden. Der Prinz achtete nicht darauf, sein Ausspruch wirkte aber sichtlich beruhigend auf ihn und auch der Kühltrank that ihm wohl. Er setzte sich dann zum Schreiben nieder und sprach seine Gefühle, wie seine Hoffnungen in einem langen Briefe aus. Sein Bruder mußte ihm ja Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hatte diese bereits von ihm gefordert, in einem Tone freilich, den er jetzt bei mehr Ueberlegung nicht angeschlagen haben würde, der aber im ersten Sturme seines empörten Gemüthes natürlich war. Antwort darauf konnte er noch lange nicht erhalten, doch hoffte er mit Sicherheit, daß der Herzog von Savoyen seinen Vorstellungen Gehör schenken werde, da er nach aller Aufmerksamkeit, die er ihm bisher bewiesen, unmöglich den Gewaltschritt, den er nur auf Andringen des Kurfürsten unternommen hatte, nach einer persönlichen Besprechung aufrecht erhalten konnte. Am liebsten freilich wäre der Prinz in das Lager geeilt, hätte seine Brandenburger, die ihn liebten, aufgerufen und mit stürmender Hand die Geliebte befreit, aber er sah das Wahnsinnige dieses Gedankens ein und mußte sich in das Abwarten, wie aufreibend es auch für ihn war, ergeben, bis er den Herzog gesprochen haben würde.

Spät Abends noch kam Rocheplate wieder und erhielt den Brief, er ermahnte den Prinzen nochmals zu Geduld und Ergebung, bat auch, Niemand, am wenigsten den Herzog ahnen zu lassen, daß er um den Aufenthalt seiner Gemahlin wisse, da er sonst nur bewirken könne, daß sie an einen andern verborgenen Ort gebracht werde. Der Prinz versprach ihm das, und fragte ihn, ob er sich darauf verlassen dürfe, daß, wenn er von Turin jetzt vielleicht für einen Tag oder zwei verreise, um den Herzog aufzusuchen, seine Gemahlin von ihm, dem Getreuen, wohl gehütet werde, damit man sie nicht unter der Zeit spurlos verschwinden lasse.

„Ich hüte sie, wie meine Seele!" antwortete Rocheplate.

„Es ist mir ein gutes Zeichen, daß sie so nah gelassen ist — meint Ihr nicht auch?" sagte der Prinz. „Der Herzog hat nicht anders handeln können, um seinen Verbündeten nicht zu erzürnen — aber nun er ihm nachgegeben hat, wird er für uns thun, was in seiner Macht steht: er ist ja ein ritterlicher Fürst — meint Ihr nicht auch so?" Raymond sprach sich darüber nicht aus, er warnte nur, sich allzu sichern Hoffnungen hinzugeben und verhieß bis morgen Mittag eine Antwort von der Prinzessin zu bringen. Auf welche Weise er das möglich machen werde, blieb sein Geheimniß.

Bis in die neueste Zeit ist die Auffassung beibehalten worden, daß der Herzog von Savoyen, als er seine Hand dazu lieh, dem Prinzen Karl Philipp von Brandenburg seine rechtmäßige Gemahlin, weil sie nicht ebenbürtig, zu entreißen, durch die Befürchtung dazu bestimmt worden sei, der Kurfürst könne ihm, wenn er sich dessen weigere, seine Allianz aufkündigen oder wenigstens seinen Truppen Befehl zum Abmarsch aus Italien geben, was seine Kriegsoperationen gelähmt und ihn vielleicht den Franzosen Preis gegeben haben würde. Es ist aber längst aufgeklärt, daß er mit den Franzosen schon auf dem besten Fuße stand und an Kriegsoperationen nur noch dachte, um den Schein vor seinen Alliirten zu retten, sonst aber jene selbst lähmte, wo es in seinen Kräften stand; ein Abmarsch der Brandenburger würde ihm daher eher ein willkommener Vorwand gewesen sein, sogar die Belagerung von Casale aufzuheben und diese kostbare Feste somit in den Händen des Königs Ludwig zu lassen. Das war es also nicht, was ihn bewogen hatte, auf das Andringen der brandenburgischen Bevollmächtigten, noch ehe er dazu eine directe Aufforderung des Kurfürsten selbst erhalten hatte, einzugehen — wir glauben vielmehr nicht zu irren, wenn wir seine persönliche Lust an Intriguen und vielleicht noch eine andere, der Welt nicht so bekannt gewordene, Anreizung als den

Beweggrund seines Handelns ansehen, möglich auch, daß er vor der Welt zeigen wollte, wie viel ihm an der Freundschaft des Kurfürsten von Brandenburg gelegen war, um seine andern Verbündeten wieder sicher zu machen.

Sechstes Capitel.

Auf ewig.

Von Katharina ein Brief! Mit freudetrunkenen Blicken nahm ihn der Prinz aus der Hand des treuen Sendboten in Empfang: „Ihr seid unser Schutzengel!“ rief er und las, unbekümmert darum, daß jede seiner Mienen beobachtet werden konnte, Katharinas von Liebe und freudiger Zuversicht beseelte Worte. Sie wußte nicht, auf welche Weise ihr der Brief zugegangen war, die Klosterschwester, welche zu ihrem Dienst bestellt worden, hatte ihr denselben heimlich überbracht und sich erboten, ihre Antwort zu bestellen — so schrieb sie. Der Prinz blickte auf, um sich heute eine Erklärung geben zu lassen, aber Raymond hatte sich bescheiden zurückgezogen. Erst als der Prinz, nachdem er den Brief ganz zu Ende gelesen hatte, ihn rufen ließ, kam er wieder, versagte je-

doch die gewünschte Auskunft, da er selbst die Vermittelung nicht bewirkt, sondern einem zuverlässigen Manne anvertraut habe, dessen Verbindung mit den Klosterleuten er nicht kenne. Auf die Frage, ob er den Briefwechsel, welchen der Prinz täglich zu unterhalten gedachte, auch ferner zu besorgen im Stande sei, antwortete er, daß sein Vertrauensmann sich noch heut bei dem Prinzen melden werde, er für seine Person könne nicht länger in Turin weilen, da er ohnehin gegen den Befehl des Herzogs hier zurückgeblieben und seine Anwesenheit in den Bergen höchst nöthig sei.

„Gelingt es Euerer Hoheit," setzte er mit einer plötzlichen Aufwallung hinzu, „die Prinzessin aus dem Kloster zu befreien und glaubt Ihr, daß sie nicht sicher sei vor neuer Gewalt, so laßt sie eine Freistatt in ihrem eigenen Alpenhause suchen. Dort wird Niemand sie suchen, und wenn auch, so wollen wir sie vertheidigen mit unserm Herzblut!"

„Ich danke Euch, mein treuer, tapferer Freund!" entgegnete der Prinz. „Wenn ich sie befreit habe, will ich sie schon selbst und besser als bisher vertheidigen. Wer konnte einen so frechen Ueberfall ahnen!"

Raymond nahm Abschied. Der Prinz las noch einmal und immer wieder Katharinas Brief, sie mahnte ihn zur Geduld und zur Klugheit, rieth ihm, weder sei-

nen Bruder, noch den Herzog durch seine Heftigkeit zu reizen, da ihr Glück doch einmal in deren Hände gegeben sei; die Prüfung, welche Gott über sie verhängt, müsse standhaft ertragen werden, die Zeit der Trennung werde doch endlich vergehen — es könne ja der Menschen Rathschluß nicht sein, sie auf ewig zu trennen, und wäre es Gottes Rathschluß, so helfe alles Sträuben und Auflehnen nichts, dann müsse sich das Herz in Demuth ergeben!"

„Das kann sie schreiben?" rief Karl Philipp, von dieser Stelle jetzt auf einmal verletzt. „Sie ist schon mit dem Gedanken vertraut, daß unsere Trennung eine ewige sein werde und ergiebt sich ohne Kampf? Selbst mit dem Himmel will ich ringen um sie — wozu das Gebet, wenn es nicht erhört wird!"

In dieser frevelnden Stimmung setzte er sich nieder, seine Antwort zu schreiben, welche Katharina, als sie am folgenden Tage las, was ihm der ungezähmte Sinn eingegeben hatte, mit Betrübniß erfüllte.

Aus dem Lager vor Casale kam unterdessen sein Adjutant Beaupré an, welcher auf die Nachricht, was sich zugetragen, keinen Moment versäumt hatte, zum Prinzen zu eilen. Die Mittheilung, daß derselbe verwundet und krank sei, welche der Kammerdiener auf eigene Hand mit dem Briefe seines Herrn abgesandt hatte, war noch

mehr geeignet gewesen den treuen Beaupré zu erschrecken. Den Herzog von Savoyen, über welchen der Prinz Auskunft verlangt, hatte er nicht im Hauptquartier getroffen, wohl aber brachte er ein Schreiben des Prinzen Eugen an seinen Herrn mit. Der edle Eugen war bereits von Allem unterrichtet, und wenn er auch mit dem unbesonnenen Schritte des Prinzen von Brandenburg nicht einverstanden gewesen war, und die unangenehmsten Folgen für ihn voraus gesehen hatte, so ließ er sich doch jetzt nicht abhalten, ihm in der theilnehmendsten Weise zu schreiben. Sein Rath war, daß er selbst ohne Verzug nach Berlin reisen und sich mit seinem Bruder versöhnen solle, ohne mit Hartnäckigkeit auf seinem Sinne zu bestehen, dann werde sich mit der Zeit Alles finden und das fröhliche Ende: die Genehmigung seiner Ehe, wenn auch nicht unter dem Titel, den er für seine Gemahlin in Anspruch nehme, nicht ausbleiben. Er könne die Reise jetzt um so unbedenklicher unternehmen, da seine Gemahlin eine sichere Freistatt unter dem Schutze der Kirche habe und von keiner Gefahr bedroht sei; auch vermeide er dadurch das immerhin unangenehme Zusammentreffen mit dem Herzoge, der nach seiner Versicherung nicht anders habe handeln können, oder wolle er etwa, wie seine Soldatenpflicht doch verlange, im Felde unter dem Herzoge und für ihn, der ihm, wenn auch mit Bedauern, diese Kränkung

zugefügt, kämpfen? — Der Prinz lachte wild auf, als er das las. „Unter ihm?“ rief er. „Gegen ihn will ich kämpfen!“ Aber das ernste, besonnene Schreiben Eugen's machte doch Eindruck auf ihn und er besprach dasselbe mit Beaupré. Dieser war der Ansicht, daß er dem Rathe des Prinzen Eugen folgen solle: der Kurfürst hege ja gegen ihn die brüderlichste Zuneigung und werde aus seinem Munde gewiß gern Erklärungen vernehmen, welche die ungünstigen Berichte der Herren von Hakeborn und Blumenthal oder gar Kapff's entkräften könnten. Kapff war nämlich nach seinem Rencontre vom Prinzen aus seinem Dienste entlassen und nach der Mark zurückgeschickt worden, eine Uebereilung, welche Karl Philipp als solche erkannt hatte, aber zu stolz gewesen war, um sie anders wieder gut zu machen, als durch gnädige Worte, mit welchen er nachträglich seinen Befehl in der Form gemildert hatte. In einer Hinsicht nur schien Beaupré die Reise bedenklich. Auch er fand den Prinzen körperlich angegriffen, wenn auch nicht grade krank. Eine fieberhafte Aufregung wechselte bei ihm nur zu oft mit Schwäche und förmlicher Abspannung und das Gutachten des herzoglichen Leibmedicus, mit welchem der Adjutant Rücksprache nahm, konnte den treuen Beaupré darüber nicht beruhigen. Jedenfalls war Schonung nöthig, von welcher der Prinz nichts wissen wollte, und die Mühseligkeiten einer so

weiten Reise, vor allem aber die Kämpfe, welche ihn am Ziele derselben erwarteten, konnten wohl eine Krankheit zum Ausbruch bringen, deren Keime schon in ihm lagen. Dieses letztere stellte ja der Arzt nicht in Abrede. Beaupré hielt daher seine Ansicht nur insofern fest, als er den Prinzen für eine persönliche Unterhandlung mit seinem Bruder zu gewinnen suchte, die Reise nach Berlin aber zu vertagen rieth, bis er hier erst durch klare Einsicht in den Zusammenhang der gegen ihn ergriffenen Maßregeln einen festen Anhalt für jene Unterhandlung gefunden haben würde.

„Ich will nach Berlin reisen," erwiderte der Prinz, „aber nur in Begleitung meiner Gemahlin."

Beaupré vermied jeden Widerspruch, der ihn nur immer in die heftigste Leidenschaftlichkeit versetzte. Er mußte das Beste von der Zeit hoffen, die alle Eindrücke mildert und das Gemüth auch an das Traurigste gewöhnt, wenn es getragen werden muß. Hätte der Prinz nur öfter auf den sanften Zuspruch der Tante Katharinas gehört, sich entschließen können, ihre Pflege anzunehmen, zu der sie sich, über sein Befinden voll ernstlicher Besorgnisse, erboten hatte! Aber er war nur einmal zu bewegen gewesen, die gute Tante Pia, welche auf die Nachricht des schrecklichen Vorfalls gleich zu ihm geeilt war, anzunehmen: was konnten ihm ihre Thrä-

nen, ihre Trostworte und frommen Worte helfen! Geduld und Hoffnung auf Gott, der Alles zum Besten lenkt — das wußte er Alles selbst! Er wollte keine Worte, sondern Thaten aus eigener Kraft und daß er nichts thun konnte, daß die Schwertstreiche, nach denen er glühend sich sehnte, bis jetzt nur Streichen in die blaue Luft glichen, das war es eben, was ihn aufrieb. Der Tante Pia that er übrigens Unrecht, wenn er meinte, daß sie die Hände nur weinend und betend in den Schooß gelegt. Die arme kleine Frau hatte gethan, was in ihren Kräften stand. Sie war zur Herzogin gefahren und hatte diese, welche doch immer für Katharina ein liebevolles Herz gezeigt, zu einer Fürsprache beim Herzoge zu gewinnen versucht, sie hatte mehrere einflußreiche Personen für ihre Nichte, deren Vermählung zuerst so allgemeine Theilnahme und Zustimmung erregt, um Verwendung gebeten — ja sie hatte es sogar über sich gewonnen, ganz insgeheim, ohne alle Begleitung, zur Gräfin Verrua zu gehen, um sie für Katharina zu interessiren und war hier auch angenommen und angehört worden, freilich ohne viel Hoffnungen daraus zu schöpfen. — „Ihr überschätzt meinen Einfluß,“ hatte die Gräfin gesagt und sich bei aller Freundlichkeit durch kein Versprechen gebunden. So war der Tante Pia denn aus all' ihren Bemühungen nur das Bewußtsein erfüllter

Pflicht zum Lohne geworden und sie konnte nichts mehr thun, als betend zu Gott aufzublicken und Alles in Seine Hand zu legen. Die Wege des Herrn aber sind unerforschlich!

Vom Herzoge hatte der Adjutant keine Nachricht aus dem Lager mitgebracht, er wurde jedoch daselbst erwartet. Der Prinz wäre sofort dahin geeilt, um ihm bei seiner Ankunft gleich entgegen zu treten, aber ihn fesselte die Nähe Katharinas noch an Turin, das er nicht eher verlassen wollte, als bis er gewiß war, den Herzog zu treffen. Der Briefwechsel, welcher täglich auf demselben geheimnißvollen Wege unterhalten wurde, hatte für ihn einen wunderbaren Reiz und der kleine, schlaue Mann, der ihn vermittelte, konnte mit der fürstlichen Freigebigkeit, welche seine Dienste lohnte, wohl zufrieden sein. Wenn er ihm nur auch Worte, aus Katharinas eigenem Munde vernommen, hätte bringen können! Aber das war ganz unmöglich, der Prinz mußte schon zufrieden sein, daß der Mann in irgend einer Beziehung zu einer Bewohnerin des Klosters stand, welche sich zur Bestellung der Briefe hatte bereit finden lassen. Wahrscheinlich war es eine der Klostermägde oder der dienenden Schwestern: er mußte es verschweigen, weil sie, wenn ihre Gefälligkeit verrathen wurde, die strengste Strafe zu erwarten hatte. Der Prinz hatte

schon gegen Beaupré den Wunsch geäußert, wenigstens die Mauern von Außen zu sehen, in welchen seine Gemahlin gefangen gehalten wurde, aber die Vorstellungen des Adjutanten, welcher in den Beweggründen seines Abmahnens ganz mit Rocheplate übereinstimmte, hatten ihn immer davon abgebracht. Jetzt sprach er mit seinem Boten darüber.

„Ich würde ruhiger sein, wenn ich nur einmal, ein einziges Mal dort gewesen bin!“ rief er. „Sage mir kein Wort dagegen, ich befehle es Dir, mich hinzuführen zur Nachtzeit oder in Verkleidung, wie Du willst.“

„Gnädiger Herr, das geht nicht! Und wenn die Nacht so finster wäre, wie das Grab, und Ihr Euch in die Lumpen eines Bettlers hülltet, Eure Leute würden Euch erkennen!“

„Meine Leute?“ wiederholte der Prinz aufmerksam. „Was soll das heißen?“

„Ja, ja, der Signor Capitano hat mir gesagt, daß es eine Compagnie von Eurer Hoheit eigenem Regiment ist, welche das Kloster bewacht!“

„Wie?! Was sagst Du?“ rief der Prinz aufbrausend. „Eine Compagnie von meinem Regiment? Ist das Hohn, den man der Grausamkeit hinzugefügt hat?

Und ich weiß von nichts! Man hat es mir verschwiegen!"

„Hört doch nur, gnädiger Herr! Es ist ja eine Ehrenwache, der Capitano hat es mir ausdrücklich gesagt!"

„Schweig!" herrschte ihm der Prinz zu. „Du hast meinen Willen gehört, Du sollst mich hinführen — gehorche!"

Der Mann hob mit trübseligem Blick die Hände zu ihm auf, und bat ihn, zu bedenken, daß er selbst, der arme Schreiber Malfatti, dann unrettbar verloren, dem geistlichen Gericht verfallen sei, vor welchem ihn keine Macht schützen könne. Umsonst! Mit Ungestüm bestand der Prinz auf seinem Willen, und würde ihn durchgesetzt haben, wenn nicht zu des Schreibers Glück in demselben Moment Beaupré eingetreten wäre.

„Denke Dir!" rief Karl Philipp diesem zu, „sie haben ihrem Gewaltstreich den frechsten Spott beigefügt: Brandenburger bewachen die Gefangene, Soldaten von meinem eigenen Regiment! Aber ich will hin, will doch sehen, ob sie mir den Gehorsam verweigern werden! Was starrst Du mich an, als spräche ich im Fieber?"

„Ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, wenn Sie sich Ihrer Gemahlin und Ihrem Glücke erhalten wollen,

sich nicht dieser Heftigkeit hinzugeben!“ bat Beaupré. „Sie reiben sich auf! Reißen Sie sich für eine kurze Zeit aus dieser täglichen Aufregung, schreiben Sie der Prinzessin, daß Sie auf einige Tage Turin verlassen werden, und gehen Sie zu Ihren Truppen. Sie finden den Herzog dort, Oberst Stille hat eben die Meldung geschickt —“

„Stille? Ha! Mit dem Henker werde ich auch ein Wort sprechen! Eine Compagnie meines Regiments, dessen Oberst er ist, wird zu diesem Dienst beordert, und mir, seinem Chef, verheimlicht man das! Gut, Beaupré! Wir wollen nach Casale reisen: Die Entscheidung liegt dort! — Andrea!“

Der Schreiber, nach welchem er sich umsah, war gleich hinter dem eintretenden Adjutanten entschlüpft, um sich nicht länger das Messer an die Kehle setzen zu lassen. Seine Entfernung ohne Erlaubniß beunruhigte den Prinzen, daß er sich gar nicht wieder melden werde, denn er wußte ihn nicht zu finden, aber er war nur im Vorzimmer geblieben, und als er, hereingerufen, hörte, daß der Prinz den gefährlichen Vorsatz, selbst nach Santa Croce zu gehen, vorläufig aufgegeben habe, freute er sich sehr und erbot sich zu allen möglichen andern Diensten.

„Du sollst Dir in zwei Stunden einen Brief ab-

holen," sagte Karl Philipp, „dann brauchst Du vor Sonntag nicht wieder zu kommen, aber während dieser Zeit mußt Du Santa Croce nicht verlassen, wachsam sein, wie ein Falke, und Alles, was dort vorgeht, beobachten. Sollte irgend ein Zeichen darauf deuten, daß sie die Markgräfin etwa an einen andern Ort bringen wollten, so meldest Du es gleich an diesen Officier, der sich hier in meinem Hause aufhalten wird. Ja, Beaupré, ich wünsche, daß Du hier zurückbleibst, ich könnte keinen Augenblick ruhig sein, wüßte ich nicht einen Getreuen in ihrer Nähe."

Beaupré fügte sich ungern, ihm schien vielmehr ein treuer Diener in der Nähe des Prinzen nöthig zu sein, doch wußte er, daß jeder Widerspruch vergeblich sein würde. Malfatti wurde entlassen, und kehrte zu der befohlenen Zeit wieder zurück, um den Brief in Empfang zu nehmen, wobei ihm nochmals die äußerste Wachsamkeit auf Alles, was sich im Kloster ereignen könnte, unter Verheißung reichen Lohnes eingeschärft wurde. Freilich mußte sich seine Beobachtung nur auf das beschränken, was außerhalb der geweihten Mauern, die er nicht überschreiten durfte, vorging und das war unheilig genug, denn die ketzerischen Brandenburger zechten, spielten und fluchten, daß sich einem rechtgläubigen Christen die Haare sträubten, aber der kluge

Andrea hatte doch Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft und keiner großen Mühe bedurft, um einen Vorwand seines häufigen Kommens zu ersinnen, da sie gar so einfältig waren und ihm Alles glaubten; er war auch durch seine Späße bei ihnen sehr beliebt geworden, obgleich er sich nur mit Wenigen, die etwas Italienisch radbrechen gelernt, verständigen konnte, besonders war ihm der Hauptmann gewogen, und er konnte daher dem Prinzen mit ziemlicher Sicherheit versprechen, daß ihm nichts, woraus auf eine Entfernung der Prinzessin zu schließen, entgehen werde.

Hatte Karl Philipp sich bisher geweigert, Turin zu verlassen, so betrieb er jetzt seine Abreise mit fiebrischer Hast. Kaum, daß er dem Arzte, welchen Beaupré hatte rufen lassen, noch zu einer kurzen Besprechung über sein Befinden Stand hielt. „Ich bin gesund, ich habe keine Zeit krank zu sein!“ wiederholte er mit Ungeduld. Und doch gefiel sein Zustand heut dem Arzte, der bisher so sicher gewesen, gar nicht, selbst die Wunde, die schon auf dem Wege langsamer Heilung gewesen, schien sich wieder verschlimmert zu haben. Es ließ sich aber gegen die so entschieden ausgesprochene Behauptung des Prinzen, wenn man ihn nicht noch mehr reizen wollte, nicht viel einwenden, und der Arzt war auch der Meinung, daß eine Orts- und Luftveränderung,

ein Losreißen von gewissen aufreibenden Ideen, eine äußere Thätigkeit heilsam für ihn sein werde. Was er ihm verordnete, fand wenig Gehör; er mußte sich damit begnügen, die Medicin, welche er ihm zugedacht, dem Leibdiener zu übergeben, welcher dann sehen mochte, wie er mit seinem Herrn zurecht kam.

„Die letzte Entscheidung liegt dort! Leb' wohl, Beaupré, hüte mir Katharina, wie das Heil Deiner Seele!" mit diesen Worten schied der Prinz von seinem Adjutanten, welcher mit Sorge um ihn zurückblieb.

Als Karl Philipp im Hauptquartier des Belagerungs-Corps ankam, fand er zwar den Prinzen Eugen, dem er für seine Theilnahme danken wollte, nicht anwesend, hörte aber zu seiner großen Freude, daß der Herzog von Savoyen wirklich gestern angekommen, und Beide heute mit der gesammten Generalität zur Besichtigung der Belagerungsarbeiten geritten seien. Ohne sich Rast zu gönnen, folgte ihnen der Prinz nach. Er begegnete schon einen großen Theil seiner Waffengenossen auf der Rückkehr, der erste, welchen er traf, war der Prinz von Commercy aus dem Hause Lothringen, welcher in der kaiserlichen Armee als General diente, der einzige, auf welchen Eugen rechnen konnte. Als er des Prinzen von Brandenburg ansichtig wurde, sprengte er ihm entgegen, reichte ihm die Hand, und hieß ihn freudig will-

kommen. Karl Philipp fragte nach dem Herzog. „Der steckt noch in den Laufgräben! Seiner Fuchsnatur ganz angemessen!“ erwiderte Commercy. „Wollt Ihr ihm zu Leibe? Ich weiß Alles, aber ich glaube, hier thut Ihr ihm Unrecht.“

Der Prinz ließ sich auf nichts ein, sondern trennte sich kurz von dem Lothringer und setzte seinen Weg fort. Bei den Trancheen angekommen, saß er ab und ließ sich von dem Officier der Tranchеewache Bescheid geben, wo er den Herzog zu suchen habe. In einer der Approchen fand er endlich beide savoy'sche Fürsten. Der Herzog kam ihm gleich in dem engen Gange entgegen: „Mein theurer Vetter!“ rief er. „Bei meiner Ehre, es thut mir herzlich leid, was ich zu thun gezwungen war, — nehmt es auf, wie ein unabänderliches Geschick und hofft auf die Zukunft!“

„Kann ich Eure Königliche Hoheit ohne Zeugen sprechen?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Warum diese förmliche Sprache?“ entgegnete der Herzog und reichte ihm die Hand, in welche der Prinz jedoch nicht einschlug. „Wenn Eure Liebden es aber wünschen,“ setzte er, von diesem Benehmen abgestoßen, kalt hinzu, so stehe ich Euch gern zu Diensten. Bemüht Euch nicht, lieber Vetter Eugen, der Prinz wird zufrieden sein mit den Erklärungen, welche ich ihm zu geben habe.“

Sie verfolgten dann schweigend den Weg durch die zurückführenden Verbindungsgänge, bis sie an einem der angelegten Waffenplätze ankamen. Hier verließen auf einen Wink des Herzogs alle Begleiter die drei Fürsten, welche nun allein blieben. Karl Philipp hatte diesen Moment kaum erwarten können und ließ jetzt, alle Rücksichten, die er dem Herzoge und sich selbst schuldig war, vergessend, dem lange und mit Riesenanstrengung zurückgehaltenen Strom seiner Leidenschaft freien Lauf. Vergebens suchte Prinz Eugen ihn zu unterbrechen und der Stimme der Vernunft Gehör zu verschaffen, der Herzog trat zurück und maß den Zornigen mit flammenden Blicken: es war ein Auftritt, der nur mit Blutvergießen endigen konnte und Victor Amadeus der Mann dazu, für seine Handlungen stets persönlich einzutreten.

Da stockte der Prinz von Brandenburg plötzlich, schwankte und brach zusammen: ein Blutsturz überwallte seine Lippen! Allen Groll unterdrückend leistete ihm der Herzog wie sein Vetter schnell Beistand, es wurde Hülfe herbeigerufen, der Prinz in ein nahes Haus gebracht und ein Reiter nach Aerzten geschickt. Ehe diese kamen, kehrte dem Kranken das Bewußtsein zurück, aber es war nur Dämmerlicht und er selbst so schwach, daß er Alles mit sich geschehen ließ. Prinz Eugen hatte den Herzog gebeten, sich fern zu halten, da-

mit sein Anblick nicht eine neue gefährliche Krisis herbeiführe, er selbst traf mit der ihm eigenen Ruhe und Besonnenheit alle Anstalten, welche für den Kranken nöthig schienen. Daß es nicht blos ein vorübergehender Anfall gewesen, darüber waren die Aerzte einig, vielmehr war nach allem, was sich bis jetzt beurtheilen ließ, eine hitzige Krankheit im Anzuge und es kam darauf an, den Prinzen in dieser ungesunden Niederung, wo seit dem Frühlinge bereits unter den Truppen das Fieber herrschte, nicht lange weilen zu lassen. Für den Transport nach Turin wagte sich keiner zu entscheiden, man kam endlich überein, den Kranken nach dem nahen San Germano, dessen Lage unbedenklich schien, zu schaffen. Dorthin wurde auch auf Befehl des Herzogs der Leibarzt aus Turin beschieden.

„Wer hätte in einer deutschen Natur diese Wildheit gesucht!" sagte Victor Amadeus zu seinem Vetter, dem er wiederholt sein tiefes Bedauern über die Verwickelung, die er nicht habe vermeiden können, ausgesprochen hatte. „Wahrlich, man kommt zu dem Volksglauben, daß hier ein Liebeszauber waltet und unsere arme, schöne Salmour für den Scheiterhaufen reif ist! Wär' ich der Kurfürst von Brandenburg, ich würde nicht viel gegen die Ehe einzuwenden haben, vorausgesetzt, daß sie nicht fürstlichen Rang forderte, sondern sich mit ihrem

bisherigen wohlklingenden Namen begnügte. Aber der Kurfürst giebt seine Einwilligung niemals, das hat er mir erst kürzlich mit Worten ausgesprochen, durch die er sich selbst gebunden hat — und ich sehe nicht ein, wie das enden soll. Wenn der junge Hitzkopf wieder gesund ist, wird er sich nicht allein mit mir, sondern auch mit seinem eignen Bruder schlagen."

Prinz Eugen war durch diese halb scherzweise Behandlung einer so traurigen Angelegenheit verletzt, er sprach ernst mit dem Herzoge über die mögliche Schlichtung derselben im Sinne gerechter und menschlicher Versöhnlichkeit. Er bat ihn, dem Kranken wenigstens einen brieflichen Verkehr mit seiner Gemahlin zu gestatten, sobald er dazu fähig sein würde, es sei ja genug, Beide getrennt zu haben, und es würde gewiß zur Genesung des Prinzen beitragen, wenn er über den Aufenthalt und die Behandlung seiner Gemahlin beruhigt sei. Der Herzog zeigte sich diesen Vorstellungen nicht abgeneigt, wollte sich jedoch seinen Entschluß vorbehalten; vor der Hand sei ja doch nichts zu thun. Ueber die Verwundung des Prinzen, von welcher er bisher nichts gewußt, und welche der Leibmedicus als die erste causa efficiens, den Ausgangspunkt der Krankheit erklärt, war der Herzog betroffen, sie konnte nur bei der Verhaftung der Frau von Brandenburg, so nannte er Katharina nun

auch, geschehen sein und er befahl deshalb eine Untersuchung, da er seine Cavaliree, wie den Obersten der Leibwache, dafür verantwortlich gemacht hatte, daß der Person des Prinzen in keiner Weise zu nahe getreten werde. Dem Obersten Hakeborn traute er am ersten zu, die Rücksicht gegen seinen jungen Markgrafen aus den Augen gesetzt zu haben, aber man sagte ihm ausdrücklich, daß Hakeborn im Gegentheil seine Brust dem Degen des Prinzen dargeboten habe und es blieb daher nur anzunehmen, wie es auch wohl der Wahrheit am nächsten kam, daß der Prinz unabsichtlich von einer der schweizerischen Hellebarden, durch welche er sich den Weg habe bahnen wollen, verwundet worden sei. Jedenfalls war die Thatsache, welche viel böse Nachrede machen konnte, dem Herzoge sehr unangenehm, und er befahl seinem Leibmedicus, noch einige der geschicktesten Aerzte von Turin zu einer Konsultation über den Kranken nach San Germano kommen zu lassen. Was konnten sie sagen? Die Diagnose der Krankheit schien ziemlich einfach: es war eine febris inflammatoria, ein hitziges Fieber, das aber in leicht eine febris nervosa maligna oder ein bösartiges Nervenfieber übergehen konnte und daher mit äußerster Schonung der Kräfte des Kranken, also ohne Blutentziehung, welche bereits mehr als zuträglich vorweg genommen, vielmehr durch vorsichtige Anwendung nervenreizender Mittel

behandelt werden mußte. Mehr als sie und ihre Mittel, schien jedoch die Erscheinung des Adjutanten Beaupré am Krankenbette wohlthätig zu wirken. Der Prinz war bei Bewußtsein und freute sich sehr, als er seinen treuen Freund erblickte, Beaupré brachte ihm auch den besten Balsam: Nachricht und einen Brief von Katharina. Zwar sollte ihn der Kranke nicht lesen, weil es ihn wieder aufregen würde, aber Beaupré, welcher vorher mit dem Arzte darüber gesprochen, ob er ihm wohl eine angenehme Kunde mittheilen dürfe, las ihn auf Begehren des Prinzen vor: er wußte ja, daß in Katharinas Worten nur der Ausdruck ihrer Liebe und ihrer schönen, reinen Seele enthalten sein könne, Nichts, das der treuen Brust des Freundes vorenthalten werden dürfe. Es war die Antwort auf den Brief des Prinzen, der ihr seine Reise zur Armee und den Zweck derselben gemeldet hatte, sie bat ihn, gegen den Herzog, welcher es stets gut mit ihr gemeint habe, sich nicht zu heftigen Aeußerungen hinreißen zu lassen, rieth ihm selbst, sich durch kriegerische Thätigkeit zu zerstreuen, bis ihr Schicksal nach Gottes Rathschluß entschieden sei und beruhigte ihn über ihre eigene Lage und ihre Herzensstimmung. Der Brief war so trostreich und innig geschrieben, daß er in der That wie ein linder Balsam wirkte. Der Prinz sagte kein Wort, als Beaupré geendigt hatte, sondern streckte nur

die Hand danach aus, dann küßte er das Blatt und legte es unter sein Kopfkissen, worauf er ruhig einschlummerte. Am andern Morgen schien er so kräftig zu sein, daß der Arzt, welcher die wunderbare Heilkraft psychischer Einflüsse erkannt zu haben glaubte, ihm auch eine zweite Freude gestattete. Der Oberstlieutenant seines Regiments — Oberst Stille war verwundet — durfte auf vorherige Anfrage an sein Bett treten und ihm eine Waffenthat melden, durch welche sich dies Regiment Tags vorher mit Ruhm bedeckt hatte. Eins der Außenwerke von Casale, welchem man sich durch Approchen genugsam genähert hatte, war angegriffen und von den Brandenburgern des Regiments Markgraf Karl Philipp, welche die Musketen, des Schießens müde, über die Schultern geworfen hatten, mit dem Degen in der Hand erstürmt worden. Der Prinz hörte die Meldung mit glänzenden Augen an, er richtete sich halb empor: „Wär' ich dabei gewesen!“ rief er. „Bei meinem Regiment wäre mir wohl!“

Aber gleich sank er wieder zurück und die aufflackernde Flamme erlosch bald zur frühern kaum glimmenden Schwäche. Alle die Hoffnungen, welche man an das Regen der eig'nen Kraft zur Genesung geknüpft hatte, waren voreilig gewesen: die Zeichen traten ein, welche die Aerzte gefürchtet hatten, das Entzündungs-

fieber wurde zum Nervenfieber, dessen Dauer, dessen Ausgang Niemand vorher sagen konnte. Was irgend geschehen konnte zur Milderung desselben, wurde nicht versäumt. Der Herzog, die Prinzen und höhern Officiere des Heeres erkundigten sich täglich in San Germano nach dem Zustande des Kranken, der nur allzu wechselnd, voll Widersprüche und gewaltsamer Uebergänge war, in der ganzen Armee, unter dem Kanonendonner der nahenden Katastrophe von Casale, herrschte die größte Theilnahme für ihn; auch aus Turin eilten Viele, welche an seinem Schicksale Theil nahmen oder dem Hause seiner Gemahlin nahe standen, herbei, um näheres über sein Befinden zu hören. Katharinas Bruder, der Marchese Balbiani, welcher zu der Zeit, als ihr Unglück begann, in Rom gewesen war, um beim Papste die Anerkennung ihrer Ehe zu betreiben, hatte die Nachricht ihrer gewaltsamen Trennung dort erfahren und war, ohne den Erfolg seiner Bemühungen abzuwarten, nach Turin zurückgeeilt, wo er Alles in Bewegung gesetzt hatte, ihr Schicksal zu wenden. Jetzt kam er auch nach San Germano, hier lag die letzte Entscheidung, Karl Philipp hatte ganz Recht gehabt, als er das gegen Beaupré beim Abschiede geäußert hatte. Aber die Entscheidung ließ lange auf sich warten: heut Hoffnung, morgen schwere Sorge und so wechselnd von einem Tage zum andern! In seinen

lichten Stunden fragte der Kranke viel nach der Außenwelt und man verweigerte ihm nicht, deren Vorfälle zu hören. Nur wenn er mit Beaupré ganz allein war, sprach er von Katharina, sie wußte von seiner Krankheit nichts, sie war ruhig und sicher: das war ihm lieb.

Da kam die Nachricht nach San Germano, daß die Festung Casale endlich capitulirt habe, ohne den Sturm abzuwarten; es war am 11. Juli, und die letzte Freude, welche der Prinz von Brandenburg bei vollem Bewußtsein hatte. Dies trübte sich darauf wieder und kehrte nicht mehr völlig zurück, obwohl er noch beinahe vierzehn Tage lebte. Am 23. Juli fand ihn Beaupré, der bei ihm viele Nächte gewacht hatte, todt in seinem Bette, er war sanft und ohne Kampf verschieden.

Siebentes Capitel.

Frau von Brandenburg.

Die Sonne eines heißen Sommertages war untergegangen, ihre letzten Goldlichter verklärten noch die Kronen der uralten Bäume, in deren Frieden das Kloster Santa Croce lag. Kühlere Lüfte wehten daher, die erquickende Tageszeit nahte, welche der Italiener fresco notturno, die Nachtfrische, nennt, wenn auch die Nacht erst kommen soll. Am dunkeln Himmel erglommen die Sterne einer nach dem andern und ihr Glanz nahm zu, wie die Dämmerung wuchs. Innerhalb der Mauern herrschte eine heilige Stille, außerhalb aber, wo die brandenburgischen Musketiere noch immer ihre so genannte Ehrenwache behauptet hatten, ließ der Hauptmann seine Mannschaft unter das Gewehr treten, heut nicht zum Gebet, wozu ihm sonst immer die Vesperglocke des Klo-

sters, obwohl er und seine Leute eines andern Bekenntnisses waren, das Zeichen gegeben hatte, sondern zum Abmarsch. Die Schildwachen, welche am Thor und rings um die Mauer ausgestellt gewesen waren, wurden eingezogen, in den Rotten und Gliedern sprach keiner auch ein leises Wort; dann ließ der Hauptmann in der Richtung auf Turin abmarschiren, kein Spiel wurde dabei gerührt und die dunkle Masse war bald in der wachsenden Dämmerung verschwunden. Vor den kleinen Häusern, welche außerhalb der Mauern lagen, standen noch eine kleine Weile die Klosterleute zusammen und sprachen eifrig, dann trennten sie sich auch und der Friede der Nacht wurde nicht weiter gestört.

Katharina saß in dem freundlichen Gemach, das sie sich von denen, welche ihr zur Verfügung gestellt waren, zur Wohnung ausgewählt hatte; sie war bis spät im Klostergarten gewesen, wo sie einsam gern verweilte und nicht blos die Mauern, welche sie ewig an ihre Gefangenschaft erinnerten, sondern auch lichtes Grün sah, und eine Himmelsluft athmete. Außer der Freiheit war ihr aber nichts versagt, sie wurde von der Aebtissin mit Auszeichnung behandelt und genoß der liebvollsten Theilnahme aller Klosterfrauen, denn ihr Schicksal war ihnen nicht unbekannt geblieben. Manche Thräne floß um sie, aber Katharina selbst war gefaßt und voll

unerschütterlichen Vertrauens. Auch heut, als sie noch spät beim Schein der Lampe in ihrem Zimmer saß und den letzten Brief ihres Gemahls, wie oft sie ihn auch schon gelesen hatte, nochmals entfaltete, um die Gewißheit ihres Glücks, das ihr ja Niemand rauben konnte, von Neuem aus seinen Worten zu entnehmen, war ihr schönes Antlitz heiter und klar, wie ihre eigenen Briefe an den geliebten Mann gewesen waren. Bewahre Dir Dein festes Gottvertrauen, arme Frau, es wird auf die schwerste Probe gestellt werden! Daß sie in so langer Zeit keine Nachricht erhalten hatte, beunruhigte sie nicht: ihr Gemahl hatte sie darauf vorbereitet, er hatte in seinem letzten Briefe sogar eine mögliche Reise nach Berlin angedeutet, wenigstens konnte sie die Worte, daß er die letzte Entscheidung suchen wolle, nicht anders verstehen, denn wer konnte diese, nächst Gott geben, als sein Bruder, der Kurfürst? Von seiner Verwundung, von seiner Krankheit hatte sie nichts erfahren. Kein Mensch, selbst von ihren nächsten Verwandten, Niemand hätte es gewagt, ihr diese entsetzliche Besorgniß zu geben, auch wenn es möglich gewesen wäre, mit ihr in Verbindung zu treten. Daß sie im Kloster Santa Croce weile, wußte man zwar, es war auch gar nicht die Absicht des Herzogs gewesen, das zu verheimlichen, sonst würde er sie nicht in solcher Nähe von Turin, wenig

entfernt von einer befahrenen Straße gelassen haben — nur dem Prinzen sollte es in der ersten Zeit verborgen bleiben, damit er nicht durch seine Unbesonnenheit die Verhältnisse noch mehr verwirre. So war denn Katharinas Seele nicht durch Angst um ihren Gemahl gequält, besonders da es Beaupré auf eigene Gefahr für nöthig erachtet hatte, ihr vor seiner Abreise von Turin durch den gewohnten Boten, den er ausfindig gemacht, ein kurzes Schreiben zukommen zu lassen, in welchem er gesagt, daß sie wahrscheinlich erst in einigen Wochen von ihrem Gemahl selbst wieder Nachricht erhalten werde, so Gott wolle, die allerglücklichste, bis dahin möge sie in frommer Geduld und Hoffnung ausharren. Ja, das wollte sie! Mit einem heitern Lächeln, das ihre edlen Züge überstrahlte, erhob sie sich, verschloß die Briefe, und sank dann vor dem Bilde des Erlösers auf ihre Kniee, um in Demuth ihr Schicksal dem Herrn zu befehlen.

Das war zwei Tage, nachdem ihr Gemahl bereits auf der Bahre ruhte: keine Ahnung aus unerforschter Geisterwelt, kein Schauer, wie er uns unverstanden beim Hinscheiden geliebter Menschen in der Ferne wohl durchbebt, hatte ihre Seele angeweht. Sie stand getrost von ihrem Gebete auf, und schlummerte so süß, wie lange nicht.

Am andern Morgen kam ein Wagen vor das Kloster gefahren, eine Dame ließ sich bei der Aebtissin melden und wurde von dieser im Sprechzimmer empfangen, Sie hatte ihren Namen genannt, und fragte nach der Markgräfin von Brandenburg. Katharina war im Kloster zwar nicht unter diesem Titel, doch aber als Madame de Brandebourg, wie sie vom Herzoge selbst, und somit allgemein genannt wurde, eingeführt, und das war immer schon eine Anerkennung ihrer rechtmäßigen Ehe. Die Aebtissin antwortete in dieser Weise, und konnte nur Gutes, auch über die Geistesstimmung der jungen Frau berichten. Darauf bat die Dame, welche sehr bewegt war, zu der Markgräfin geführt zu werden, und überreichte der Aebtissin ein Schreiben vom Herzoge, durch welches sie dadurch ermächtigt wurde.

„Ihr bringt doch keine traurige Nachricht?“ fragte die Domina, und als sie zwar nicht durch eine grade Antwort, aber doch durch Blick und Ton der Dame, in dieser Annahme bestärkt wurde, gab sie ihr eine Ordensschwester mit, welche sie nach dem Garten führte, dort sollte sie Katharina finden.

In einem der schattigen Laubgänge zeigte ihr die Nonne den Lieblingsplatz, auf welchem Frau von Brandenburg gern verweilte, sie war heut nicht hier; ehe die

beiden Frauen jedoch weit gegangen waren, stand sie, aus einem Seitenpfade tretend, plötzlich vor ihnen. „Tante Pia!“ rief sie entzückt und breitete die Arme aus. Die Nonne zog sich zurück und die Tante sank erschüttert und weinend an Katharinas Brust.

„Du bringst mir die Freiheit und das Glück!“ rief Katharina, sie zärtlich küssend, in höchster Freude, welche hell, wie fröhlicher Lerchenton, in ihrer Stimme jubelte — und der Tante das Herz zerriß.

Sie hatte so sorgsam sich Alles bedacht, wie sie zart und schonend der Armen allmälig ihr Leid verkünden wollte, keine Andere, hatte sie geglaubt, vermöge das, wie sie, und nun hatte sie alle Kraft, fast die Besinnung verloren, als sie ihr theures Kind so glücklich in ihrem Wahne sah! Da durchzuckte Katharina die erste Ahnung ihres Unglücks. „Tante Pia, Du bringst mir doch nichts Böses?“ fragte sie und der flehende Blick, welchen diese zu ihr emporhob, die leise, ausweichende Antwort, vor Weinen kaum verständlich, riß sie im jähen Uebergange aus den Aetherhöhen des Lichts plötzlich in den dunklen Abgrund formloser Schrecknisse.

„Mein Gemahl ist verwundet?! Sage mir's, verhehle mir nichts!“ rief sie angsthaft.

„Verwundet, ja, —“ erwiederte die Tante und rang nach Fassung, um ihren Vorsatz doch noch durch-

zuführen. Aber das Auge und das Herz der unglückli-
chen Frau ließ sich nicht mehr täuschen.

„Er ist todt!" rief sie mit herzzerreißendem Laut und als die Tante, nun völlig gebrochen, sie nur an sich preßte, ohne ein Wort erwidern zu können, da verlor auch Katharinas starke Seele all' ihre Kraft, dem ungeahnten Schlage der Vernichtung zu widerstehen und sie gab sich ihrer Verzweiflung in einer Weise hin, daß die treue Frau, die ihr beistehen wollte, zum Tode erschrocken, nach Hülfe rief. Die Nonne, welche den furchtbaren Aufschrei, der nur Entsetzliches verkünden konnte, noch, gehört, eilte herbei und leistete der Marchesa Beistand, die Unglückliche nach ihrem Zimmer zu bringen, wo sie allmälig wieder zu sich kam und nun erst ihr ganzes Unglück in seinem vollen Umfange fühlte. Da war sie eine Zeitlang selbst den Tröstungen der Religion unzugänglich: sie rang wohl zu beten, aber sie konnte es nicht, die Worte, die Gedanken versagten ihr, zu Gott sich zu richten und kehrten sich nur an die Tiefen ihres Elends. Doch währte dieser trostlose Seelenzustand nicht lange; Katharina hatte eine zu hohe Geisteskraft, um dem Schmerze ganz zu erliegen, auch war ihr Gemüth zu fromm, als daß es sich lange dem Urquell alles Trostes im Leide hätte fern halten sollen. Jetzt auch zeigte es sich wohlthätig für sie, daß sie in dieser stillen,

dem Herrn geweihten Freistatt weilte, der Friede, den die Welt nicht giebt, waltete hier, wie es leider nicht überall in Klostermauern der Fall ist, es war der Geist der edlen Oberin, welche diesen Frieden in der ihr anvertrauten Gemeinschaft hegte und Katharina, die sich der würdigen Frau in den Tagen angeschlossen hatte, wo sie zwar den Schmerz der Trennung trug, aber doch die freudigsten Hoffnungen im Bewußtsein ihrer Liebe hegte, gab sich jetzt in ihrem Unglück mit empfänglichen Herzen den Worten der Theilnahme und Erhebung hin, welche die Aebtissin zu ihr sprach. Die Tante, welche sie nicht mehr verließ, war so glücklich darüber!

Nach einigen Tagen, welche man abgewartet hatte, um dem Schmerze sein Recht zu gönnen, erschien in Santa Croce Katharinas Bruder, und der Marchese delle Rovere, letzterer vom Herzoge beauftragt, der Frau von Brandenburg sein Beileid zu bezeugen und ihr frei zu stellen, welchen Aufenthalt sie wählen wolle. Für den Fall, daß sie das Kloster ohne Säumen zu verlassen wünsche, war dem Gouverneur eine herzogliche Karosse zur Verfügung gestellt worden, in welcher er sie gleich nach Turin begleiten sollte; Wagen, Pferde und Dienerschaft waren in vollem fürstlichen Gepränge der Trauer, welche der Hof bereits um den Prinzen von Brandenburg angelegt hatte, ausgestattet, um dessen Witwe mit

aller Auszeichnung in die Hauptstadt zurückzuführen. Die beiden Männer fanden Katharina schon wunderbar gefaßt; in ihren lieblichen Zügen lag zwar der tiefste Schmerz ausgeprägt: wer ihr schönes, braunes Auge, das einst so glücklich gestrahlt hatte, jetzt voll Kummer und die zarte Rosenglut ihrer Wangen erblichen, ihre Lippen von Gram verzogen sah, der hätte selbst Thränen vergießen mögen, aber ihre Stimme, wenn auch weich und bebend, sprach doch voll Muth und Ergebung. Sie dankte dem Bruder mit Innigkeit für Alles, was er für sie gethan hatte, und dem alten Freunde für seine Theilnahme, sie ließ dem Herzoge ihren Dank aussprechen, aber sie bat, einstweilen noch in Santa Croce bleiben zu dürfen. Zuerst hatte sie flehentlich verlangt, an die Bahre ihres Gemahls geführt zu werden, ihn noch einmal sehen zu dürfen — aber dazu war es zu spät gewesen, denn als sie darum gebeten, war seine Leiche bereits von San Germano durch ein Ehrengeleit abgeholt, um in die Heimath geführt und in der Gruft seiner Väter beigesetzt zu werden. Nun der Witwe dieser letzte Trost nicht hatte gewährt werden können, wollte sie vor der Hand noch in Santa Croce bleiben und erst, wenn sie Kraft gewonnen haben würde, der Welt und ihrem Beileid zu begegnen, nach Turin zurückkehren. Am liebsten wäre sie aus dem Kloster gleich hinauf in

ihre stille Alpenheimath gegangen, um dort von der Welt vergessen ihren Erinnerungen zu leben, aber sie durfte das nicht, sie war es dem Gedächtniß ihres entschlafenen Herrn und sich selbst schuldig, ihr gutes Recht vor der Welt zu zeigen und nicht wie eine Strafbare der Menschen Blicke, vor denen sie sich nicht zu verbergen hatte, zu fliehen. Erst, wenn sie ihr Recht, auf das sie stolz war, gewahrt hatte, durfte sie an ihr Asyl in den Bergen denken. Ihr Bruder bestärkte sie darin, er hatte gute Nachrichten von Rom erhalten, welche ihn auf die Anerkennung der Ehe seiner Schwester durch den heiligen Vater hoffen ließen und mit dieser konnte sie nach seiner Ansicht ein Gleiches auch von dem stolzen Kurfürsten von Brandenburg fordern, welcher so viel gut zu machen hatte. Die beiden Männer kehrten denn, nach einem bewegten Abschiede von Katharina, nach Turin zurück und sie blieb mit der Tante im Kloster.

Stille Tage folgten und sie thaten ihr wohl. Viele ihrer Bekannten und Verwandten, aus wahrer Theilnahme oder wohl auch aus Neugier, kamen herausgefahren und suchten Zugang zu ihr, aber die Aebtissin hatte Anstalt getroffen, daß derselbe nicht gestattet wurde und Katharina war ihr dankbar dafür. Nur ein Brief von der Herzogin, der ihr zugestellt wurde, machte ihr Freude:

er war so zart und liebreich geschrieben, daß er den Weg zu ihrem Herzen finden mußte. Längere Zeit blieb es nun einsam im Kloster, bis abermals ein Wagen aus Turin an der Klosterpforte vorfuhr und eine Dame, die sich nicht nannte, die Aebtissin zu sprechen begehrte. Diese empfing sie, es war eine hochgewachsene Frau, tief verschleiert. Sie bat, nur einen Augenblick Madame de Brandebourg sehen zu dürfen: „sagt Ihr, hochwürdigste Mutter, daß eine Unglückliche, wie sie, darum bitte!“ Die Aebtissin sah die Verhüllte aufmerksam und forschend an. „Es ist unmöglich, Signora,“ erwiderte sie, „ich kann selbst Eure Bitte nicht vortragen. Wenn Ihr unglücklich seid, so ehrt ihren Schmerz, der nur in der Einsamkeit und Stille sich allmälig lindern kann. Ist es ein besonderes Anliegen, das Euch hieher führt, so vertraut es mir, ich werde es getreulich bestellen.“

Die Fremde schwieg eine Weile. „Ich danke Euch, hochwürdigste Mutter,“ sagte sie dann. „Wenn ich Madame de Brandebourg nicht sehen darf, so habe ich keine Bestellung an sie. Nicht wahr, sie ist sehr unglücklich?“

„Wie könnt Ihr es anders glauben!“ erwiderte die Aebtissin. „Aber sie ist fromm und ergiebt sich in Gottes Fügung.“

„Ja, es ist furchtbar, was sie erlitten hat, den geliebten Mann dahingerafft zu sehen — — aber sie

kann wenigstens frei um ihn trauern — was Andern nicht beschieden ist, die es verbergen müssen in ihrem Herzen und Gefühle heucheln jahrelang!" Hier unterbrach sich die Fremde, über sich selbst erschreckend. „Verzeiht, hochwürdige Mutter," sagte sie mit hastigem Tone, „ich ließ mich hinreißen. Ihr kennt mich nicht, sonst würdet Ihr mich verstehen." Sie brach auf.

„Ich glaube Euch doch zu kennen, Signora," versetzte die Aebtissin ernst, ob auch viele Jahre vergangen sind, seit ich Euch gesehen habe —"

„Wenn Ihr mich kennt," unterbrach sie die Verhüllte, „so gebt mir Euren Segen auf einen weiten, weiten Weg, den ich zu machen im Begriff stehe. Ich will eine Freistatt suchen, wie Ihr sie gefunden habt." Weiteren Fragen stand sie nicht Rede und als die Aebtissin ihr, dafern ihr Vorsatz ein guter sei, Gottes Segen gewünscht hatte, nahm sie einen schnellen und stummen Abschied. Vor dem Kloster harrte ihrer die vertraute Dienerin im Wagen, sie stieg ein und der Wagen fuhr der Straße zu, welche nach dem herzoglichen Lustschlosse Stuppiniggi führte. Die Aebtissin war von dieser seltsamen Zusammenkunft bewegt: sie hatte, ehe sie den Schleier genommen, diese Frau als ein junges, fröhliches Mädchen gekannt, wo sie noch kein Vorwurf getroffen hatte und nun —! War es ihr Ernst mit dem Vorhaben,

ihr Leben in Reue und Buße zu beschließen? Die Aebtissin sagte Katharina nichts von dieser Begegnung: warum ihre reine Seele mit einem Unglück zu beschäftigen, das freilich, weil selbst verschuldet, viel tiefer war als das ihrige?

Am folgenden Morgen sprengte ein herzoglicher Diener auf der Straße daher, er kam, so früh es war, schon von Stuppiniggi zurück, wohin ihn die Klosterleute vor nicht langer Zeit hatten reiten sehen. Jetzt bog er von der Straße ab und kam herübergejagt, als ob der Feind ihm auf den Fersen sitze.

„Habt ihr gestern hier einen Wagen mit rothen Livreen fahren sehen?!" rief er die Leute an. Sie verneinten es, ein Wagen war am Kloster gewesen, wie sie dem Diener berichteten, und eine fremde Dame hatte der Frau Aebtissin einen Besuch gemacht, aber rothe Livreen hatte Niemand bemerkt, es war überhaupt außer dem Kutscher kein Diener dabei gewesen, der Lakai erkundigte sich wohl dringend nach der Dame, und warf dann unzufrieden mit der Auskunft sein Pferd herum, den kurzen Aufenthalt wieder einzuholen. Als er dem Herzoge, auf dessen Befehl er diesen Eilritt gemacht, den Bescheid brachte, daß die Frau Gräfin Verrua nicht in Stuppiniggi gewesen, überhaupt keine Spur von ihr zu finden sei, steigerte sich die Unruhe,

mit welcher Victor Amadeus seine Rückkehr erwartet hatte, zur höchsten Aufregung.

Sie war entflohen! Nach den Aeußerungen, die sie in letzter Zeit oft gleichsam unwillkürlich gethan, nach der Schwermuth, von welcher sie Spuren gezeigt hatte, schien gar kein Zweifel darüber. Gestern Morgen war sie ausgefahren, angeblich nach dem Lustschlosse, wo sie oft und gern weilte; sie hatte noch den Platzcommandanten bitten lassen, das Thor etwas länger offen zu halten, da sie wohl erst spät zurückkehren werde, und nun war sie verschwunden. In ihrem Hause wußte man nichts von ihrem Vorhaben, sie hatte alle Anstalten zur Abreise mit Hülfe ihrer vertrauten Dienerin so geheim betrieben, daß Niemand auch nur eine Ahnung davon bekommen hatte; wohl erinnerte sich jetzt die Erzieherin ihrer beiden Kinder, daß sie Abends vorher sich lange mit ihnen beschäftigt und viel geweint habe, aber das war in letzter Zeit oft der Fall gewesen, so daß es der Frau nicht weiter aufgefallen war. Zu ihrer Fahrt nach dem Lustschlosse, welche sie vorgegeben, hatte sie nicht ihre schöne Karosse nebst Dienern in prächtiger Livree, wie sie sich gewöhnlich sonst zeigte, sondern einen einfachen Wagen bestellt, und sich nur von einer einzigen Zofe begleiten lassen, wohin? Darüber schien der Herzog auch nicht länger in

Zweifel zu sein. Er gab sofort Befehl, daß einige zuverlässige Reiter seiner adeligen Leibgarde satteln sollten, um auf der Straße nach Susa der Gräfin nachzusetzen, und sie zurück zu bringen. Daß sie sich nach Frankreich gewandt habe, stand bei ihm fest; dort war noch ihr Gemahl, mit dem sie vielleicht eine reuige Versöhnung suchte und wenn das unwahrscheinlich war, so lebte in Frankreich eine nahe Verwandte von ihr als Aebtissin eines Klosters unweit Paris, von welcher sie zuweilen gesprochen hatte. Daß der Gedanke, das Kloster als ihre letzte Zuflucht zu betrachten, ihr nicht fern lag, hatte sie selbst einst verrathen, als sie in Bezug auf die Trennung des Prinzen von Brandenburg und den zu bestimmenden Aufenthalt für seine Gemahlin geäußert hatte: „Das Kloster! das ist ja immer das Ende für uns!“ Sie liebte es, ihr Schicksal mit Katharinas zu vergleichen, und in der Bitterkeit dieses Vergleichs fand sie nur Trost in dem Gedanken, daß der Tag des Unglücks auch für Jene kommen werde. Was sie zuletzt zu dem Entschlusse bewogen hatte, den Herzog und ihre Kinder zu verlassen, war ihm jetzt wohl bewußt: es war die Gewißheit, daß er völlig gegen sie erkaltet war. Aber nun er sie verloren hatte, schien seine Liebe, wie ein Funke, der noch unter der Asche geglimmt, plötzlich wieder aufzulodern und er setzte Alles daran,

sie von Neuem an sich zu fesseln. Vergebens! Seine schnellen Reiter holten sie nicht mehr ein, sie hatte die Grenze schon erreicht und reiste nun sicher in Frankreich, bis sie die Zuflucht — der Herzog hatte ganz recht! — in dem Kloster bei Paris erreichte, wo ihre Verwandte sie liebevoll aufnahm. Seitdem hörte die Welt nichts mehr von ihr; Briefe, welche der Herzog an sie richtete, blieben unbeantwortet und er wandte denn seine volle Liebe den unschuldigen Kindern zu, die sie ihm geschenkt hatte. Den Sohn, als er später erwachsen war, erhob er zum Markgrafen von Susa, die Tochter vermählte er mit dem Prinzen Amadeus von Carignan: Beide waren vorher legitimirt worden.

Vor der Hand aber nahmen den Fürsten andere, wichtigere Angelegenheiten in Anspruch, so daß er sich dem Unmuth über Angela's Flucht nicht lange hingeben konnte. Der Fall von Casale und die Bedingung, welche er längst schon insgeheim mit Frankreich verabredet und nun öffentlich in die Capitulation aufgenommen hatte, daß nämlich die Festungswerke durch die Franzosen geschleist werden sollten, verwickelte ihn in ernste Streitigkeiten. Prinz Eugen erklärte sich entschieden gegen diese Bedingung, da der Kaiser allein über Casale, als Reichslehn zu verfügen habe und es der Waffenehre zuwider sei, den Feind noch in der eroberten Stadt weilen und

ihre Befestigung abtragen zu lassen. Aber die Spanier, welchen es ungelegen war, Casale in einen kaiserlichen Waffenplatz verwandelt zu sehen, erklärten sich mit der Schleifung einverstanden und so mußte auch Prinz Eugen, nach langen, stürmischen Verhandlungen einwilligen, um nur die weitern Operationen des Feldzuges nicht aufzuhalten. Pignerol, der zweite Stützpunkt der Franzosen in Italien, sollte zunächst angegriffen werden und der Herzog, um seine Verbündeten ferner zu täuschen, traf sogleich Anstalten, das Heer dorthin in Marsch zu setzen. Indessen war der General von Tessé, Commandant von Pignerol, bereits von Allem benachrichtigt worden; das alte Spiel begann, um alle Erfolge zu hindern und Prinz Eugen, welcher es durchschaute, rieth endlich selbst dazu, die Truppen, welche nur unnütz durch Kreuz- und Quermärsche ohne Zweck angestrengt wurden, in Winterquartiere zu verlegen. Hier war für die Interessen des Kaisers Alles vorüber. Zwar wurden noch Anstrengungen gemacht, den Herzog beim Bunde zu erhalten; der Kaiser im Vertrauen, wie er sich ausdrückte, „auf des Prinzen Eugen bekannte Experienz, vielfältig bewiesenen Valor, auch beiwohnender guter Vernunft und Conduite," übertrug demselben auch für den künftigen Feldzug den Oberbefehl in Italien und ermahnte ihn, „die Schritte des Herzogs bestens, jedoch dergestalt zu bewachen, daß

derselbe kein Mißtrauen verspüren, und daraus Anlaß zu noch gefährlicheren Entschlüssen nehmen könne.“ Diese waren aber längst gefaßt und schon zur Ausführung gediehen. Ludwig der Vierzehnte wollte sich nicht länger hinhalten lassen und drängte zum Abschluß; der Papst und die Republik Venedig boten insgeheim ihre guten Dienste an und thaten dem Herzoge ernste Vorstellungen sich endlich zu entscheiden. Da trat Victor Amadeus unter dem Vorwande, ein Gelübde zu erfüllen, eine Reise nach Loretto an, wo zwischen ihm und dem Bevollmächtigten Frankreichs, welchen der Marschall Catinat dahin geschickt hatte, unter Vermittlung der päpstlichen und venetianischen Abgeordneten ein geheimer Vertrag abgeschlossen wurde. Die Festung Pignerol mit ihrer für unüberwindlich gehaltenen Citadelle sollte geschleift und dem Herzoge sammt den von den Franzosen noch besetzten Grafschaften Susa und Nizza zurück gestellt werden, derselbe auch für die Kriegskosten und andere Verluste vier Millionen Livres erhalten, wogegen er sich verpflichtete, falls die Verbündeten die Neutralität von Italien nicht anerkennen wollten, seine Truppen zu denen des Königs von Frankreich stoßen zu lassen. Zur Befestigung des Bündnisses wurde noch verabredet, daß die älteste Tochter des Herzogs, Maria Adelheid, wenn sie erwachsen sein würde (sie war erst zehn Jahre alt) mit dem Herzoge

von Bourgogne, dem ältesten Enkel des Königs von Frankreich, vermählt werden sollte. Diese Ehe ist später wirklich geschlossen worden und aus ihr der nachmalige König Ludwig der Fünfzehnte entsprossen.

Zufrieden mit seinem Werke kehrte Victor Amadeus nach Turin zurück, wo Niemand um das Geheimniß wußte, als sein erster Minister, der Marquis von St. Thomas. Er fand jetzt, wo sein gefährlichster Beobachter, der Prinz Eugen abwesend war, um in Wien heilsame Entschlüsse fördern zu helfen, wieder Zeit, sich um andere, als politische Angelegenheiten zu kümmern und das Schicksal Katharinas von Brandenburg interessirte ihn vor allen. Der Kurfürst hatte den Tod seines Bruders mit großer Betrübniß erfahren, da er wirklich eine wahre Zuneigung zu ihm gehegt und nur in seinem Stolz verletzt Maßregeln gegen seine Verbindung ergriffen hatte, die ihm als das Werk einer unbesonnenen Leidenschaft und italienischer Verführung dargestellt worden war. Ueber die Ursache seines Todes blieb Friedrich auch im Unklaren; von der Verwundung des Prinzen erfuhr er gar nichts, ihm wurde nur gesagt, daß Karl Philipp sich in den Laufgräben von Casale ein Fieber zugezogen, welches schnell einen gefährlichen Charakter angenommen und seinen Tod herbeigeführt habe. Inwiefern die Leidenschaft des Prinzen aufgereizt

durch die ihm widerfahrne Behandlung, zu dieser Katastrophe mitgewirkt, konnte der alte Hakeborn, welcher dem Kurfürsten Bericht abstattete, wohl am wenigsten ermessen, auch würde die, solchen Gefühlen nicht recht zugängliche Natur Friedrich's des Dritten kein Verständniß dafür gehabt haben. Er beklagte das Geschick seines Bruders, in welchem dem Hause Brandenburg ein viel verheißender junger Held, der ächte Sohn seines großen Vaters entrissen worden war, und wohnte der Beisetzung seiner Leiche bei, welche am 25. August mit allem Gepränge im Dome zu Berlin Statt fand. Dann aber beschäftigte er sich damit, daß die Witwe, wenn er sie auch als solche anerkennen mußte, doch unmöglich Anspruch auf den Namen machen dürfe, welchen sie beharrlich führte, und der auch, wie ihm gemeldet worden, von Seite des Turiner Hofes sanctionirt worden war, indem der Herzog selbst öffentlich von Madame de Brandebourg gesprochen hatte. Es mußten Schritte geschehen, um dieser Ungebühr ein Ende zu machen.

Katharina hatte nun das Kloster Santa Croce verlassen, und wieder ihr Haus in der Nähe der Piazza San Carlo in Turin bezogen. In aller Stille hatte sie dahin übersiedeln wollen und durch ihre Tante die Anstalten dazu getroffen, aber der Herzog war davon doch unterrichtet worden, und wie er sich vorgesetzt, hatte er

wiederum den alten Freund des Hauses Salmour in einem seiner Staatswagen, mit zahlreicher Dienerschaft, nun jedoch nicht mehr in Trauer, sondern in Galalivreen nach Santa Croce geschickt, um die Witwe des Prinzen von Brandenburg in einer dem hohen Range des Verstorbenen angemessenen Weise nach Turin zurückzuführen. Wie gern sich Katharina dem entzogen hätte, so mußte sie sich doch auf den Rath des Freundes fügen. In ihrem Hause hatte sie dann eine Zeit der Unruhe und des erneuten Schmerzes verlebt, denn Alle, welche im Kloster keinen Zugang zu ihr gefunden, drängten sich nun herbei, um ihre Theilnahme zu beweisen, und sie selbst mußte der Herzogin ihren Dank bringen, mußte manchen Besuch erwidern. Am peinlichsten war ihr die Zusammenkunft mit dem Herzoge. Sie hatte ihm zwar in ihrer Seele Alles vergeben, was er, durch äußern Einfluß bestimmt, an ihrem Gemahl und ihr gethan hatte, aber ihre Wunden brachen von Neuem auf und bluteten schmerzlich, als sie ihn wieder sah, und er in seiner Weise, die kein weibliches Herz zu schonen verstand, alle Erinnerungen der schrecklichsten Zeit in ihr weckte. Doch bestand sie auch diese Prüfung mit seltener Geisteskraft, und der Herzog war überrascht davon.

„Das lobe ich mir!“ sagte er später zu seiner

Gemahlin. „Das ist eine herzhafte Frau, fern von Sentimentalität und larmoyantem Wesen, das ich hasse. Und wunderschön in ihrem Trauerkleide! Wenn sie ihren Vortheil versteht, so legt sie dasselbe erst im Alter ab, wo es gleichgiltig wird, was eine Frau trägt."

Wie fern war Katharina davon, an diese Aeußerlichkeiten auch nur zu denken! Sie lebte ganz eingezogen; auf die Zeit der Unruhe, welche sie nach ihrer Ankunft in Turin durchleben mußte, folgten wieder stillere Tage, wie sie deren nur in der Abgeschiedenheit des Klosters erlebt hatte. Diese waren ihr sehr wohlthuende. Zerstreuung, sagt man wohl, sei das beste Mittel, um aus entnervendem Grame gerissen zu werden — für manche Gemüther, welche in solchen Tagen noch Sinn für Zerstreuung haben und sich ihr hingeben können, mag das vielleicht wahr sein, wir kennen aber ein anderes Mittel, das nächst der Ergebung in Gottes Willen wirksam ist: Thätigkeit. Und Katharina arbeitete viel. Der Herr hatte ihr einen Trost gegeben, der sie wieder, wenn auch mit wehmüthigen Empfindungen, ihre Zukunft in's Auge fassen ließ: sie fühlte sich Mutter. Darum gab sie auch ihren Entschluß, sich noch vor dem Winter, nachdem sie in Turin ihre Rechte gewahrt hatte, auf ihr kleines Gut in der Angrogna zurückzuziehen, wieder auf.

Nicht in der Verborgenheit, als habe sie Ursache, das Licht der Welt zu scheuen, sondern hier in der Hauptstadt sollte ihr Kind geboren werden, die Waise, der sie die Anerkennung vielleicht noch erkämpfen mußte! Denn, was ihr der Bruder mitgetheilt hatte, sowohl in Bezug auf seine Bemühungen beim heiligen Stuhl, als auch über die Nachrichten, welche der Herzog aus Berlin hatte, ließ noch keine bestimmten Hoffnungen fassen.

„Kann Menschenspruch aufheben, was vor Gott durch den Segen der Kirche rechtmäßig ist?“ sagte sie unwillig, als Balbiani seine Bedenken äußerte.

„Den Spruch der weltlichen Macht hast Du nicht zu fürchten,“ erwiderte der Bruder.

Sie entgegnete nichts, aber in ihrer Miene lag der Protest gegen das, was er nicht ausgesprochen hatte und der Marchese konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß seine Warnung, die er einst scherzweise gegen sie geäußert, doch wohl nicht ohne Grund gewesen sei. Ihre Ehe mit einem Manne von anderem Bekenntniß hatte sie schon minder streng über gewisse Lehren der katholischen Kirche denken lassen. Er verschloß jedoch seine Besorgniß in sich und sagte nur: „Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, Katharina. Gelingt es uns, den Papst zur Anerkennung Deines Bündnisses zu bewegen, so kann Dir keine Macht die Rechtmäßigkeit desselben streitig machen!“

„Auch ohnedem nicht, Francesco!“ sagte Katharina mit einem ruhigen und leuchtenden Blicke.

Wenige Tage später wurde aber schon ein Versuch dazu gemacht, Herr von Blumenthal, Geheimer-Rath Seiner Durchlaucht des Kurfürsten von Brandenburg, ließ sich bei Katharina anmelden.

Sie stand rasch von ihrer Arbeit auf und schloß dieselbe ein; die Tante, welche bei ihr war, bemerkte, daß ihre Hände zitterten, und daß sie noch bleicher geworden, als sie ohnehin jetzt war.

„Willst Du ihn annehmen?“ fragte die Tante besorgt.

„Muß ich nicht? Er kommt gewiß im Auftrage seines Herrn — er bringt mir eine gute Botschaft!“

„Bei wem hat er sich anmelden lassen?“ fragte die Tante den noch an der Thüre harrenden Diener.

„Bei Madame de Brandebourg, Frau Marchesa,“ antwortete dieser.

„Es wird mir eine Ehre sein, den Herrn Geheimen-Rath zu empfangen,“ beschied Katharina den Diener und dieser ging, den deutschen Herrn in das Zimmer zu führen, wo seine Herrin Besuche annahm.

„Hast Du es gehört, Tante Pia?“ sagte diese. „Würde er mir den Namen vergönnt oder ihn ausgesprochen haben, wenn er nicht vom Kurfürsten dazu ermächtigt wäre?“

Die Tante hegte ihre Zweifel, da sie Herrn von Blumenthal früher zuweilen gesehen hatte und als einen gar feinen Mann kannte, dem nicht immer zu trauen — aber sie sprach sich nicht aus und folgte ihrer Nichte, welche es wünschte, in das Empfangszimmer.

Herr von Blumenthal war im reichsten Galakleide, wie zu einer Audienz bei der vornehmsten fürstlichen Person angethan; er näherte sich Frau von Brandenburg mit feierlicher Würde, neigte sich ehrfurchtsvoll vor ihr und verbindlich vor der Marchesa Crescentini und war offenbar erfreut, daß ihn die Dame, deren Erscheinung auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatte, so einfach und freundlich aufnahm.

„Ich würde es nicht gewagt haben, gnädigste Frau, mich zu nahen,“ begann er, „wenn nicht ein Auftrag meines durchlauchtigen Herrn mir diese Pflicht auferlegt hätte. Will Euer Gnaden denselben entgegen nehmen —?“

„Es wird mir zur Ehre gereichen — vor meiner Tante habe ich keine Geheimnisse.“ Sie ließ sich nieder, und lud den Geheimen-Rath durch eine Handbewegung ein, auf einem der kleinen Tabourets, welche um den Marmortisch standen, Platz zu nehmen, die Tante hatte sich neben sie gesetzt, und war viel unruhiger als Katharina, in deren schönen Zügen kein Zeichen der innern Bewegung zu lesen war.

„Ich werde kaum verharschte Wunden berühren müssen —“ begann Blumenthal im Tone wahrer Theilnahme.

„Sprecht ohne Rücksicht auf mich, ich bitte Euch!“ erwiderte Katharina, und ihre Stimme bebte nun doch.

„Mein Herr, der Kurfürst, betrauert den Bruder mit tiefem Schmerze,“ fuhr Blumenthal fort, „und läßt auch Euch, gnädige Frau, sein Beileid bezeugen. Er nimmt den größten Antheil an Eurem Schicksal. Es kommt ihm nicht in den Sinn, Euer Gnaden die rechtmäßige Verbindung in Frage zu stellen, da sie nach allen Erfordernissen Eurer Kirche geschlossen ist, und wenn er als Chef des Hauses Brandenburg aus Staatsraison für mögliche Fälle der Zukunft, welche auch den Prinzen Karl Philipp oder seine Descendenz zum Kurhut und zur Herzogskrone von Preußen berufen könnten, seine Einwilligung damals versagen mußte, so steht er doch jetzt nicht an, Euer Gnaden einen Beweis seiner besondern Affection zu geben.“

Er hielt inne, um den Eindruck zu beobachten, den seine Mittheilung auf die Hörerin machte. Es war ein sehr günstiger, sie schien beglückt zu sein, ihre bleichen Wangen hatten sich mit einem zarten rosigen Anhauch gefärbt, sie war bezaubernd schön, und konnte den Weltmann einen Moment verwirren.

„Ich bin Seiner Durchlaucht dankbar;“ sagte sie, und ihre Augen sprachen auch dem Botschafter ihren Dank aus.

„Euer Gnaden wolle mich denn weiter hören,“ nahm er wieder das Wort. „Mein Herr, der Kurfürst, konnte aus Staatsraison nicht seine Einwilligung geben; die gleiche Rücksicht bestimmt ihn jetzt, Euer Gnaden durch mich ersuchen zu lassen, unbeschadet der Rechtsgültigkeit Eurer Ehe, dem Titel und Namen zu entsagen, welchen nur ebenbürtige Gemahlinen von Fürsten aus dem Hause Hohenzollern führen dürfen!“

„Den Namen, der mir durch meine rechtmäßige Ehe gebührt?“ rief Katharina, von Neuem erblassend, doch mit der vollen Selbstbeherrschung ihrer starken Seele.

„Wollet mich doch gnädigst zu Ende hören! Der Kurfürst, mein Herr, will Euch durch einen besondern Beweis seiner Affection für dies Opfer, das er gewiß zu würdigen versteht, entschädigen —“

„Nie, niemals!“ rief Katharina. „Ich lege keinen Werth auf hohen Rang, Gott ist mein Zeuge, und habe mich nie des Titels bedient, den mein Gemahl, der Markgraf, auf mich übertragen wollte. Aber seinen Namen, den Namen, den jede ehrliche Frau von ihrem Manne erhält, dem Namen, der eben vor der Welt sie

als rechtmäßige Frau bekundet, dem werde ich niemals entsagen, das fordert meine Ehre!“

„Will Euer Gnaden denn nicht wenigstens vernehmen, welches Aequivalent —?“ bat Blumenthal beinahe flehentlich.

Sie sah ihn einen Moment schweigend und groß an. „Sprecht!“ sagte sie darauf.

„Mein Herr, der Kurfürst erbietet sich, dafern Ihr dem Namen seines Hauses entsagen wollt, Euch die Summe von Einmalhunderttausend Reichsthalern —“

„Geld?!“ unterbrach ihn Katharina, indem sie sich mit erglühendem Antlitz erhob. „Sagt Eurem Herrn, dem Kurfürsten, die Ehre, rechtmäßige Gemahlin eines Markgrafen von Brandenburg zu sein, habe für mich mehr Werth, als alle Schätze der Welt!“ *)

„Euer Gnaden wolle doch einige Bedenkzeit vorübergehen lassen, ehe ein Entschluß gefaßt wird!“ bat der Geheime-Rath, der, von ihrem Benehmen imponirt, in wachsender Verlegenheit vor ihr stand.

„Ich bedarf keiner Bedenkzeit, ich würde nach Jahr und Tag nicht anders sprechen: es ist mein letztes Wort, Herr von Blumenthal.“

---

*) Geschichtlich.

„Dann bitte ich wenigstens, Eurem gehorsamen Diener nicht zu zürnen, der nur das Werkzeug gewesen ist, das sein Herr gebrauchte, Euch diese Eröffnung zu machen.“

Sie reichte ihm als Zeichen, daß sie gegen ihn keinen Unwillen hege, ihre Hand, deren äußerste Fingerspitzen er mit seinen Lippen berührte. Dann empfahl er sich mit vielen Umständen, aber mit weniger Selbstbewußtsein, als er gekommen war. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß sie ein solches Anerbieten seines Herrn ausschlagen könne. — „Welche Größe! Welcher Seelenadel!“ sagte er in seinem Wagen sitzend für sich. „Wird der Kurfürst nicht auch davon gerührt werden?“

Achtes Capitel.

Bei den Thalleuten.

Der Winter war vorüber. In den ersten Tagen des Frühlings, als schon die Mandelbäume wieder blühten, war Katharina von Brandenburg eines Knaben genesen, der nun ihr ganzes Glück wurde. Sie übte ihre Mutterpflichten im vollsten Umfange, sie verschmähte den Rath der Tante und ihres Arztes, welche mit Rücksicht auf ihre angegriffene Gesundheit das Kind einer Fremden an die Brust legen wollten, sie that mit Aufopferung ihrer selbst bei Tag und Nacht alle Mühewaltung, deren das hilflose Wesen bedurfte. Der Pfarrer, welcher ihre Ehe eingesegnet hatte, taufte auch ihr Söhnlein, sie wählte die Namen für ihn, welche ihr Vater geführt, dessen langes und immer glückliches Leben einst die Bewunderung all' seiner Freunde erregt hatte: Joseph An-

ton Gabaleon. Die Taufhandlung wurde nicht im Hause, sondern an heiliger Stätte in der Pfarrkirche, zu der Katharina gehörte, vollzogen und außer den Taufzeugen wohnte ihr eine zahlreiche Versammlung von Hohen und Niedrigen bei, welche dazu herbeigeströmt war: das tragische Geschick des schönen und einst so glücklichen Paares, welches der harte Wille der Menschen und bald auch der Tod grausam getrennt, hatte die allgemeinste Theilnahme gefunden, wie ja überhaupt das Mitleid ein schöner Zug in dem sonst so vielfach angefochtenen Charakter des italienischen Volks ist.

Nun war Alles geschehen, dessen Erfüllung Katharina für das Angedenken ihres Gemahls, für sich selbst und die Ehre ihres Kindes vor der Welt als nöthig angesehen hatte, ehe sie daran denken konnte, Turin zu verlassen. Jetzt fesselte sie hier nichts mehr. Die Berge waren zwar noch tief herab mit Schnee bedeckt, aber in den schönen Thälern, welche sie in ihrem Schooße bargen, lachte der Lenz schon mit all' seinem Reiz, das wußte Katharina und so nahm sie denn Abschied von der Tante, welche vergebens gebeten hatte, sie begleiten zu dürfen. Katharina konnte dies Opfer nicht annehmen, da sie wußte, wie die Tante an dem Leben in der Stadt, an ihren Bekannten und auch an ihren kleinen Gewohnheiten hing; sie bat sie daher, von Zeit zu Zeit ihr in

den schönen Bergen einen Besuch zu schenken und namentlich während der heißen Monate ihre Villeggiatur in der Angrogna zu nehmen, sonst aber, wie bisher, in Turin Haus zu halten, wohin sie selbst vielleicht künftig zurückkehren werde: „meines Kindes wegen!“ setzte sie mit einem zärtlichen Blick auf den Knaben hinzu.

„Wenn aber der Krieg im Gebirge wieder anfängt!“ sagte die Tante besorgt. „Er soll dort den furchtbarsten Charakter haben!“ Katharina beruhigte sie auch darüber. Das Hochthal, in welchem ihr kleines Gut lag, war eins der unzugänglichsten für jeden Fremden, dem kein eingeborner Führer zu Diensten stand: wie hätten aber die Franzosen unter den Waldensern einen solchen gewinnen können? Tante Pia konnte aber auch an den treuesten Freund denken, welchen Katharina dort besaß, der würde sein Leben gelassen haben, um sie zu beschützen und so ließ sie denn die Nichte mit ihrem Knaben, an welchem sie selbst mit großer Liebe hing, ob auch unter vielen Thränen, doch mit getrostem Herzen abreisen.

Der Krieg entbrannte nicht mehr. Victor Amadeus hatte seinen Frieden mit Frankreich ja schon geschlossen, wenn er auch noch die Gelegenheit abwartete, sich, ohne gradezu des Verraths beschuldigt werden zu können, von seinem Bündnisse mit dem Kaiser loszumachen. Dieser hatte vom Prinzen Eugen bereits die Meldung erhalten,

daß nach seiner Ueberzeugung ein geheimer Vertrag zwischen Frankreich und dem Herzog bestehen müsse, weil alle militärischen Maßregeln für den Feldzug, die er vorgefunden habe, so zweckwidrig seien, daß sie mit der anerkannten kriegerischen Einsicht des Herzogs gar nicht in Einklang zu bringen. Auch Wilhelm der Dritte von England war gewarnt; er hatte das Geld nicht gespart und durch Bestechung eine Abschrift der Bedingungen des französisch-savoyischen Particularfriedens erhalten, welche sein Gesandter, Lord Galloway, dem Herzoge vorlegen mußte. Dieser läugnete die Echtheit des Actenstückes mit eiserner Stirn, nannte dasselbe einen frechen Betrug und gab nur zu, daß ihm solche Bedingungen vorgeschlagen worden seien. Unterdessen war die Mißstimmung gegen den Herzog unter den kaiserlichen Truppen so gewachsen, daß der Kaiser seinen Officieren bei Lebensstrafe verbieten ließ, „über des Herzogs Thun und Lassen ein Urtheil zu fällen, zu reden oder Gerüchte auszustreuen.“ Wie ließ sich dies Verbot durchführen, wo selbst die Generale, der Prinz Commercy vor Allen, ihrem Unwillen die heftigsten Worte gaben! Das einzige Mittel, den Herzog beim Bunde zu erhalten, wäre die Entfaltung einer Achtung gebietenden Kriegsmacht in Italien gewesen, aber die Verbündeten hatten sie nicht über 30,000 Mann gebracht, während die französische Armee

schon im Mai 1696, 50,000 Mann stark in Italien einrückte, um Turin zu bedrohen. Als der Feind Anfangs Juni bis Rivalto vorgedrungen war, nahm der Herzog dies zum Vorwande, sich mit seiner ganzen Infanterie von den Verbündeten zu trennen, um seine Hauptstadt zu vertheidigen, nur seine Reiterei ließ er im Lager von Moncalieri zurück. Der Moment war nun für ihn gekommen, er theilte den Gesandten seiner Verbündeten mit, daß er bei der Unmöglichkeit, durch sie gegen eine so überlegene feindliche Macht geschützt zu werden, sich gezwungen sehe, um den gänzlichen Ruin seines Landes zu verhindern, die französischen Vorschläge anzunehmen. Der Kaiser versuchte noch einmal, ihn davon abzuhalten; er schickte seinen Obersthofmarschall, den Feldmarschall Grafen Mannsfeld, in außerordentlicher Mission nach Turin, um dem Herzoge neue Truppen, größere Subsidien und andere Vortheile, auch eine Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem römischen Könige Joseph anzubieten — umsonst! Der Herzog hatte schon abgeschlossen und ein Waffenstillstand mit den Franzosen machte seiner Seits den Feindseligkeiten ein Ende, während die Geiseln für den Frieden schon angekommen waren: General von Tessé und Oberst von Boussoles in Turin, Graf Luna und Marquis d'Aix im französischen Lager. Die Erbitterung der Verbündeten war so groß, daß der Prinz

von Commercy den Herzog nicht in der schmeichelhaftesten Weise zum Zweikampf forderte, welchen Victor Amadeus zwar annahm, sich aber doch durch seine Minister davon abhalten ließ. Einige der alliirten Generale schlugen sogar vor, ihn aufzuheben und nach Mailand zu bringen, was allerdings nicht wohl auszuführen war. So lief der einmonatliche Waffenstillstand ab. Die Neutralität Italiens, welche den Verbündeten angeboten worden, wurde von ihnen verworfen; zu schwach, sich in Piemont ohne die savoyschen Truppen zu behaupten, traten sie den Rückmarsch an, um das Gebiet von Mailand zu decken und der Herzog vereinigte nun seine Streitkräfte mit der französischen Armee und übernahm deren Oberbefehl als Generalissimus. Ludwig der Vierzehnte hatte ihm versprochen, daß er Alles, was er von der Lombardei erobert, für sich behalten solle, daher überschritt er sofort die Grenze und wandte sich zunächst gegen Valenza in der Comellina, welche damals noch zum Herzogthum Mailand gehörte, wie der ganze District zwischen Po und Tanaro (also auch Alessandria) und nördlich des Po des Val die Sesia. Die Belagerung von Valenza hatte jedoch keinen rechten Fortgang, denn die Franzosen hatten wenig Interesse, die Macht eines so unzuverlässigen Bundesgenossen wachsen zu sehen und Catinat, welcher unter dem Herzoge befehligte, trieb gegen ihn dasselbe

Spiel, welches er bisher gegen seine Alliirten getrieben hatte. Mittlerweile erklärte sich auch die Krone Spanien, für ihren Landbesitz in der Lombardei fürchtend, mit der Neutralität Italiens einverstanden, und so traten denn die kaiserlichen Truppen den Rückmarsch in die Erbländer an, mit ihnen auch die Brandenburger. Diesem Separatfrieden folgte im nächsten Jahre der allgemeine Frieden zu Ryswick.

Aber, wie schon gesagt, derselbe währte nur kurze Zeit. Der König von Frankreich, überall im Felde Sieger, war ihn ohne Gewinn nur eingegangen, um sich für den größern Kampf zu rüsten, welcher nach dem vorauszusehenden baldigen Tode des kinderlosen Königs von Spanien um dessen Erbe entbrennen mußte. Dies Erbe seinem Enkel zu sichern und damit die Schranke seiner Macht im Süden, die Pyrenäen fallen zu lassen, war das nächste Ziel seiner Politik. Er wußte wohl, daß er damit halb Europa gegen sich herausforderte, darum suchte er wenigstens den Herzog von Savoyen, dessen Hülfe ihm für die Besitznahme der spanischen Besitzungen in Italien von großem Werthe war, an sich zu fesseln. Victor Amadeus mochte sich bewußt sein, daß er für Italien das Zünglein in der Wage war; er hatte nach dem Frieden in Turin eine Denksäule setzen lassen mit der Inschrift: Dux Sabaudiae, belli pacisque arbi-

ter — „Herzog von Savoyen, des Krieges, wie des Friedens freier Schiedsrichter," eine Anmaßung, welche Freund und Feind beleidigt hatte. Jetzt aber bedurfte König Ludwig seiner und als es ihm wirklich gelungen war, seinem Enkel Philipp von Anjou durch das Testament des verstorbenen Königs die Krone von Spanien zu verschaffen, warb er für ihn um die zweite Tochter des Herzogs von Savoyen, Maria Louise Gabriele, welche ihm auch freudig zugesagt wurde. Eine Doppelheirath und beide Male ohne Heirathsgut! sollte ihn also bleibend an das Interesse Frankreichs knüpfen und Victor Amadeus verpflichtete sich in einem neuen Allianzvertrage bei dem Kriege, zu welchem der Kaiser rüstete, nicht nur Franzosen und Spaniern freien Durchmarsch durch seine Staaten zu gestatten, sondern auch 11,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, wogegen ihm ein Jahrgehalt von 50,000 Thalern und der Oberbefehl über die verbündeten Truppen in Italien zugesichert wurde. Der Kaiser zog das Schwert für sein gutes Recht und der Krieg begann, welcher dreizehn Jahre, davon sechs in Italien, auf verschiedenen Schauplätzen geführt wurde. Dem Herzoge von Savoyen sollte sein Bündniß mit den Franzosen bittere Früchte tragen. Sein Oberbefehl war nur Schein, die französischen Generale gehorchten ihm nicht, schoben alle Schuld der ersten Unfälle, welche sie erlitten, auf ihn und bald

wurde gegen ihn auch am Hofe der Argwohn und die Verläumdung wach, obgleich seine Tochter, die Herzogin von Bourgogne, welche bei dem Könige viel galt, nach Kräften ihres Vaters Sache führte. Umsonst setzte er sich persönlich in den Schlachten den größten Gefahren aus, umsonst betheuerte er, sich und seine Truppen für Frankreich opfern zu wollen; das Mißtrauen war einmal rege und da er so oft schon die Farbe gewechselt, warum sollte er nicht wieder umschlagen, sich mit seinem Vetter Eugen, der nun erst sein glänzendes Feldherrntalent in glorreichster Weise entfaltet hatte, verständigen und plötzlich wieder zu den kaiserlichen Fahnen, weil diese siegreich waren, übertreten? Freilich geschah von seinen jetzigen Verbündeten viel, was ihn zum Abfall reizen konnte. Befriedigung seiner Ländergier konnte er von Frankreich nicht erwarten, ja er mußte fürchten, wenn die Bourbons auch in Italien sich festsetzten, zum Vasallen Frankreichs herabzusinken. Der junge König von Spanien kam selbst nach Italien und Victor Amadeus geleitete ihn bis Mailand, aber er mußte es erleben, daß sein Schwiegersohn auch gegen ihn alle Hoheit spanischer Etikette behauptete und ihn an seiner Tafel stehen ließ, während er sitzend speiste. Nirgend waren die französischen Waffen siegreich, da reifte in dem Herzoge der Gedanke, sich abermals von ihnen zu trennen. Schon hatte er in London wegen

seines Beitritts zur großen Allianz anfragen und unterhandeln lassen, er forderte das ganze Herzogthum Mailand, wofür er sogar Savoyen, die Wiege seines Hauses, aufgeben wollte, wie es in unsern Tagen an Frankreich geschehen ist. Der Kaiser konnte auf diese Bedingung nicht eingehen, aber er schickte insgeheim den Grafen Auersperg ab, welcher unter fremdem Namen auf dem herzoglichen Lustschlosse Castiglio mit dem Minister St. Thomas die Unterhandlungen fortsetzte, bei denen sich auch der Herzog, angeblich der Jagd wegen, einfand. König Ludwig hatte davon schon Nachricht bekommen, er äußerte das gegen den Gesandten des Herzogs, Grafen Vernon, welcher dagegen protestirte, ebenso wies der Herzog eine ähnliche Vorhaltung des französischen Gesandten in Turin mit angenommener Empfindlichkeit zurück. Aber der König ließ sich nicht irre machen. Am 29. September 1703 kam der Herzog von Vendôme, welcher jetzt die französischen Truppen an Catinat's Stelle, der in Ungnade gefallen war, befehligte, in das Lager von San Benedetto und hielt über das Corps, bei welchem sich 8000 Piemontesen befanden, Heerschau ab. Plötzlich wurden dabei die Piemontesen umringt, ihre Officiere verhaftet, und die Auflösung der herzoglichen Regimenter befohlen. An einen Widerstand war nicht zu denken. Die Mannschaft wurde in die französischen Regimenter gesteckt, der

Cavalerie wurden die Pferde genommen, welche der Herzog von Vendôme an seine schlecht berittene Reiterei vertheilen ließ. Darauf setzte sich der französische Feldherr mit 16,000 Mann in Marsch nach Piemont und schickte an Victor Amadeus einen Trompeter voraus, welcher ihm folgenden unumwundenen Brief des Königs von Frankreich überbrachte.

Herr Herzog!

Da weder Religion, noch Ehre, oder Interesse, noch auch die Verträge und Eure eigene Handschrift unter uns etwas gelten, so schicke ich Euch meinen Cousin, den Herzog von Vendôme, um von Euch über Euer Verbleiben bei der Allianz oder Euren Bruch derselben Erklärung zu erbitten. Es werden Euch nur vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit gegeben.

Louis.

Der Herzog, welcher schon von der Entwaffnung seiner Truppen die schreckende Nachricht bekommen hatte, gab keine Antwort und wich auch einer bestimmten Entscheidung auf die neuen Verheißungen aus, welche ihm nochmals gemacht wurden; er bat vielmehr den kaiserlichen General Guido Stahremberg, welcher während Eugens Abwesenheit in Italien commandirte, um Hülfe, zog den ihm gebliebenen Rest seiner Truppen zusammen, und verkündigte seinen Unterthanen in einem Manifest

die neue Wendung der Dinge, diesmal aber nicht in so feierlicher Weise wie einst, noch minder legte er seines Hauses Kriegszeichen, den Scharlach an. Die Zeit war eine andere geworden, sie forderte nicht symbolische Schaustellungen, um auf das Volk zu wirken, sondern praktische Hebel, wenn er den Kampf mit mehr Glück aufnehmen wollte, als im vorigen Kriege, der mit Niederlagen für ihn begonnen hatte. Er entwickelte auch eine Thatkraft, welche alle Hülfsquellen in Anspruch nahm. Turin wurde mit neuen Werken stärker befestigt. Die zwölf Districte von Piemont erhielten Befehl, jeder ein Regiment zu Fuß zu werben, dessen Oberst aus dem landsässigen Adel gewählt werden sollte, besonders aber wandte sich der Herzog an die Thalleute oder Waldenser, welche er von Neuem zu den Waffen rief. Zwei Schreiben sandte er durch den Grafen Picon hinauf in die Berge, das eine an seine „geliebten Unterthanen des Thals von Lucerna," das andere an die Thalprediger, „seine werthen, lieben und getreuen Kirchendiener." Mit welchen Gefühlen werden diese Männer, welche einst von demselben Fürsten gehetzt und verfolgt worden waren, seine jetzigen schönen Worte gelesen haben, durch welche er sie aufforderte, ihren Pfarrkindern seine Beweggründe zum erneuerten Kriege gegen Frankreich zu erklären und ihren Eifer für den Kampf auf alle Weise aufzufrischen! Er

sicherte freilich den Thälern völlige Gewissensfreiheit zu, aber auf wie lange? Dennoch versagten die treuen Thalleute nicht. In dem ganzen District von Lucerna, welchen man kurzweg die Thäler oder auch die Thäler von Angrogna nannte, obgleich er auch die von Perosa und San Martino umfaßt, erhob sich wieder die kriegerische Bevölkerung. Compagnieen von Alpenschützen wurden gebildet, denen der Herzog Waffen schickte, so daß dreitausend Mann hier aufgestellt werden konnten. Auch französische Glaubensgenossen fanden sich bei den Waldensern zahlreich ein und konnten bald zwei Regimenter formiren. Der Vertrag mit dem Kaiser war abgeschlossen, dieser hatte ihm zwanzigtausend Mann und den Oberbefehl über das vereinigte Heer, wie auch die Abtretung des mantuanischen Antheils von Montferrat, nebst Valenza und Alessandria zugesichert. Unter den glücklichsten Hoffnungen sah Victor Amadeus der Zukunft entgegen.

Aber diese Hoffnungen erfüllten sich nicht und nach zwei Feldzügen vergeblichen Ringens, in welchen ein fester Platz des Landes nach dem andern in die Hände der Franzosen gefallen war — Susa, Vercelli, Jvrea, Verrua, Nizza, Chivasso — sah Victor Amadeus den Feind vor Turin, das ihm allein noch geblieben. Die kaiserlichen Truppen, die unter seinem Befehl gestellt worden, befanden sich in Folge der Geldnoth im traurigsten Zu-

stande; Prinz Eugen hatte in Ungarn gegen den Aufruhr, in Deutschland gegen das eingedrungene französische Heer siegreich gekämpft und dann auch wieder das Commando in der Lombardei übernommen, aber hier stand ihm der Herzog von Vendôme gegenüber und zu Hülfe eilen dem bedrängten Bundesgenossen konnte er nicht. Der Marschall La Feuillade rückte mit 44 Bataillons und 53 Schwadronen vor Turin und nahm sein Hauptquartier in dem Lustschlosse La Veneria. Es war für den kaiserlichen Gesandten ein bedenkliches Zeichen, daß der Herzog viel Courtoisien mit dem feindlichen Feldherrn wechselte. In der Veneria war eine schöne Maillebahn und ein Ballhaus für das beliebte Spiel, die herzogliche Dienerschaft hatte alles Geräth dazu bei der Annäherung des Feindes mit nach der Stadt genommen. Victor Amadeus ließ dem französischen Befehlshaber Kugeln, Federbälle, Raketen und was sonst, damit er sich anmüsiren könne, wieder zustellen und dieser sandte ihm dagegen einen reichen Vorrath des feinsten Burgunderweins. Dachte der Herzog um sich zu retten, vielleicht abermals an Abfall? Man konnte sich dessen wohl versehen. Doch kam der Winter, und die Belagerung mußte auf das folgende Jahr aufgehoben werden. Von Seiten der Verbündeten wurden alle Anstrengungen gemacht, um ein starkes Heer nach Italien marschiren zu lassen, Prinz

Eugen sowohl als der Herzog von Marlborough mühten sich darum und der ritterliche Kaiser Joseph, welcher im vorigen Jahre nach dem Ableben Leopold des Ersten den Thron bestiegen hatte, war für energische Fortsetzung des Krieges.

Demungeachtet waren die Franzosen schneller bei der Hand. Am 15. Mai wurde Turin von 50,000 Mann berannt und nur die Seite nach Genua zu, wo der Herzog noch 5000 Mann in einem kleinen verschanzten Lager vereinigt hatte, stand noch offen. Eine Hoffnung auf Entsatz war vor der Hand nicht zu fassen, dennoch verharrte Victor Amadeus noch einen ganzen Monat mit seiner Familie in der Hauptstadt und erst, als neue Verstärkungen im französischen Lager anlangten und sein eigener Schwager, der Herzog von Orleans, eintraf, um den Oberbefehl des feindlichen Heeres zu übernehmen, dachte der Fürst an die Sicherheit der Seinigen. Er versammelte die Garnison und auch die Bürgerschaft, und ermahnte sie zur Treue, Geduld und Tapferkeit, da er ihnen unfehlbar einen Entsatz herbeiführen werde. Den Grafen Daun, kaiserlichen General, ernannte er zum Commandanten der Stadt, seinem General Feldzeugmeister, Freiherrn von der Schulenburg, vertraute er die Citadelle an. Dann verließ er Turin mit seiner Familie, der sich auch der Prinz von Carignan, nun sehr alt

und stumpf geworden, mit seinen Kindern anschloß. Der Herzog sandte sie nach Genua, wo sie von dem Dogen und der Signoria der Republik mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen wurden, er selbst aber stellte sich an die Spitze seiner kleinen Streitmacht und ergriff kühn die Rolle eines Parteigängers im Rücken des französischen Heeres, da er dasselbe bei zehnfacher Ueberzahl nicht angreifen konnte. Aber er konnte sich nicht lange behaupten. Wohl hatte er sich auf die Verbindungslinie des Feindes geworfen, auf die Straße, welche er einst siegreich nach Frankreich hinein verfolgt hatte, er unternahm sogar einen Handstreich auf Coni und dann bis unter die Kanonen der Festung, aber hier wurde er abgeschlagen und die Franzosen entsandten nun von ihrer Hauptmacht, wie sie leicht konnten, eine hinreichende Streitkraft, um seinen Unternehmungen ein Ende zu setzen. Er stellte sich kühn zur Wehr; in mehreren erbitterten Gefechten bewies er seine glänzende Tapferkeit, die schönste seiner Eigenschaften, aber im Felde konnte er sich jetzt nicht behaupten. Vom eignen Rückzuge nun seinerseits abgeschnitten, wurde er immer weiter hinauf in die Berge getrieben und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als sich in die unzugänglichen Thäler der Waldenser zu werfen. Der harte Fürst, der die Thalleute um ihres Glaubens willen grausam verjagt und nur in der Noth, wo er ihrer bedurfte, wieder zu-

rückgerufen hatte, mußte jetzt von Land und Leuten vertrieben, unter ihnen Schutz suchen. Victor Amadeus bei den Thalleuten!

Es war im Juli. Ein schöner Morgen war über den mehrfach verzweigten Alpenthälern aufgegangen, welche von Lucerna, dem Städtchen am Fluß, höher und wilder am Pellice bis zum Kreuzhügel und zur Gemeinde von Angrogna in ihrer fast unzugänglichen Wildniß emporsteigen. Der ewige Schnee auf den Firnen glänzte im Sonnenlichte, die Thäler, von ihren raschen Bergwassern durchrauscht, lagen noch im Schatten und eine empfindliche Kälte wehte durch die engen Felsenschluchten, zu welchen sie sich hier und da schlossen. Zwei Wanderer stiegen rüstig einen Bergpfad empor, der immer steiler und gefährlicher sich zum Passe, wo die Angrogna durchbricht, hinaufwand. Die anmuthige Gegend, wo Wein- und Kornbau zugleich betrieben wurde, und die Reben von Baum zu Baum oder an Latten gezogen mitten im Getreide standen, das hier noch lange nicht zum Sicheln reif war, lag schon weit hinter den beiden Männern, hier dunkelten, wo die Berghänge es erlaubten, nur noch Kastanienbäume, an geschützten sonnigen Stellen hingen auch Obstbäume voll junger Früchte, der Reichthum der Bewohner bestand aber in den strotzenden Alpenwiesen, wel-

che ihre Viehzucht begünstigten. Malerisch gelegen sah man hier und dort die einzelnen Höfe des Kirchspiels auf den Höhen und im Thale zerstreut, die kleine einfache Kirche lag weithin sichtbar auf einem Vorsprunge und neben ihr ein niedriges Haus, auf welches jetzt der eine der beiden Wanderer zeigte.

„Dort wohnt mein Oheim," sagte er. „Gern wird er Euch weiter führen."

„Und hoffentlich bequemer," versetzte der Andere, der in Jägertracht neben seinem schwarzgekleideten Begleiter emporstieg und schon mehrfach über die Beschwerden des Weges laut geworden war. „Ich glaube, Du hast mich auf den allermühseligsten Saumpfad geleitet, um mir die Unüberwindlichkeit Eurer Schlupfwinkel zu zeigen."

„Die letzten Zufluchtsorte habt Ihr noch nicht gesehen. Dort hinauf," er zeigte in verschiedener Richtung nach den Höhen, „und drüben! Dort liegt die sogenannte Barricade, ein Thal, wohin noch kein Feind gedrungen, und drüben zwischen den höchsten Bergmassen die Thurmwiese, hoch über der letzten Feste, welche vor fünfzig Jahren gegen uns gebaut worden ist, um die Thäler zu unterwerfen."

„Du sprichst sehr dreist, meinst wohl, daß wir hier nur zu Zweien sind und ein Ruf von Dir leicht

aus jeder Schlucht eine Rotte von Gesellen hervorlocken könnte, und von mir zu erzwingen, was ihr beliebte?"

„Und kämen sie zu Hunderten, es wären nur die treuen Unterthanen des Herzogs von Savoyen," erwiderte der junge Mann.

„Was kann Euch aber eine Alpenwiese als Zufluchtsort helfen?" fragte der Jäger, welcher die Antwort wohlgefällig aufgenommen hatte.

„Die Wiese ist nur der Sammelpunkt gewesen, in den Felsen droben befindet sich aber eine Höhle, weit genug viele hundert Menschen zu fassen. Auf der Wiese wurden Berathungen gehalten —"

„Und gepredigt, nicht wahr?" unterbrach ihn der Jäger mit einem Tone, in welchem leichter Spott erklang.

„Ja, unter Gottes freiem Himmel, ungestört, zur Zeit der härtesten Verfolgung!" bestätigte der Andere furchtlos.

„Nun, diese Zeit ist vorüber und was Euch zugesichert ist, wird gehalten werden. Fahrt ihr darüber zur Hölle um Eueres Unglaubens willen, so ist das Eure Sache. — Da sind wir! Klopft an und ruft mir Euren Oheim, wenn Ihr nicht weiter mitgehen wollt. Ihr seid aber ein Thor, ich wiederhole es. Wenn Ihr Zeit und Gelegenheit benutzt hättet, so wäre die gute Absicht, die ich mit Euch hatte, längst erreicht."

Der junge Mann verneigte sich. „Mein Verhältniß kann nie ein anderes werden," antwortete er, „als was es seit meiner Kindheit gewesen ist. Ich diene und wache." Er klopfte hierauf an der Thüre des niedrigen Hauses und nach einer Weile erschien ein Greis mit silberweißem Barte, der ihn freundlich willkommen hieß und auch den fremden Jäger grüßte. „Wollt Ihr diesen Herrn zum weißen Hause hinaufführen, Vater Martin?" fragte der junge Mann.

„Gern, mein Sohn," antwortete der Greis; den Fremden mit einem aufmerksamen Blicke betrachtend. „Ich habe ohnehin dort ein Geschäft. Wollt Ihr nicht erst ein wenig bei mir rasten, Herr? Einen Trunk frische Milch, einen Bissen Brod, mehr kann ich Euch nicht vorsetzen." Der Fremde dankte, und bat, gleich weiter geführt zu werden.

„Wartest Du hier, Raymond?" fragte der Greis. „Oder weiß der Herr sich wieder hinab zu finden?"

„Ich werde hier warten, wir haben es so verabredet," antwortete der junge Mann und sein bisheriger Begleiter trat gleich darauf die weitere Wanderung mit dem alten Manne an, der nicht einmal nach seinem Namen, sondern nur danach fragte, ob er ein rüstiger Bergsteiger sei.

Der Jäger hatte sich geschämt, einem gebrechlichen

Greise diese Frage zu verneinen. Indessen hatte er Ursache sein Ja zu bereuen, denn der Alte schlug, statt des sehr bequemen Pfades, den es nach seiner Aussage gab, einen der steilsten Aufgänge ein, welcher freilich um die Hälfte näher sein sollte. Doch bemerkte er bald wie schwer es dem Fremden wurde und mäßigte wenigstens seinen Schritt. Der Jäger wußte, daß sein Führer einer von den Predigern der Waldenser war und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über die allgemeinen Verhältnisse der Thalleute ein, das bald auch ihre religiöse Ueberzeugung berührte, er wunderte sich über Manches, das er hier zu hören bekam und da er selbst wohl mit den Formen seiner Kirche bekannt, in ihre Glaubensartikel aber nicht tiefer eingedrungen war, konnte er oft in dem, was er aus dem Munde des greisen Waldenserpriesters vernahm, keinen rechten Unterschied mit seinem eigenen Christenglauben finden, wenigstens keinen vernünftigen Grund, diese Leute mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er brachte auch diesen Punkt zur Sprache; der Greis wußte nicht, wer an seiner Seite emporklimmte: Raymond hatte es ihm mit Absicht verschwiegen, daher sprach er frei und ohne Rückhalt, dennoch staunte sein Begleiter über die Ruhe und Milde, mit welcher er dies gefährliche Thema behandelte. Die Duldung der Waldenser gegen die katholi-

schen Familien, welche von Alters her oder seit der letzten Vertreibung in ihren Thälern wohnten, hatte er für Politik gehalten, jetzt gewann er darüber eine ganz neue Anschauung. Wehte ihn selbst aber nicht schon die Luft der Ansteckung an? Er bekreuzte sich und war zufrieden, als sein Führer ihm das kleine Hochthal zeigte, dessen letzten Absatz sie eben am Rande eines schäumenden Gießbachs erstiegen. Sie hatten es nun erreicht, und der Jäger konnte sich dem Eindrucke nicht verschließen, welchen diese wunderbar schöne Stätte, vom süßesten Frieden umfangen, auch auf ihn machte. Dort lag das Haus, wie schmucklos und einfach! Wenige Hütten, auf den nächsten Abhängen zerstreut; einige Kühe, weiter hinauf weidend, bei ihnen ein Hirt auf seinen langen Stab gestützt, der neugierig auf die ankommenden Männer herabsah. —

„Wollt Ihr mich allein voraus gehen lassen, Vater?“ fragte der Jäger. Der Greis blieb zurück und setzte sich in den Schatten eines Baumes, während Jener nun auf ebenem Grunde mit raschem Schritt den üppigen Graswuchs durcheilte. Es war ihm lieb, daß er vom Hause nicht bemerkt zu werden schien. Alles war still und einsam, außer dem Hirten droben kein Mensch ringsumher zu erblicken. Je näher er dem Hause kam, desto mehr überraschte ihn dessen Armselig-

keit — wenigstens in seinen Augen erschien es nicht viel besser, nur etwas größer, als jede andere Alpenhütte. „Wie ist es möglich hier zu leben!“ dachte er. „Freiwillig hier zu hausen, wenn man Glanz und Genuß gekannt hat!“ Dort — unter den Bäumen, auf der Bank, vor welcher ein roh aus Birkenstämmen gefügter Tisch zu sehen, saß sie, die der Jäger suchte: sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und las in einem Buche. Er nahte ihr mit unhörbarem Tritt und redete sie mit gemäßigtem Tone an, um sie nicht zu erschrecken.

„Madame de Brandebourg!“

Sie erbebte dennoch und wandte sich rasch um. Da überflog die lebhafte Glut der Ueberraschung ihr Gesicht: „Der Herzog!“ rief sie unwillkürlich und stand auf, den unerwarteten Gast zu empfangen.

„Ich bin es, schöne Frau,“ sagte er und sie war wirklich noch sehr schön, eine Rose in der vollsten Entfaltung weiblicher Reize. „Ihr hättet mich wohl hier nicht erwartet?“

„In meinem armen Hause nicht,“ erwiderte sie, „aber ich wußte, daß Eure Hoheit in unsern Bergen sei.“

„Ein geschlagener und verjagter Fürst, der sein Heil nur noch auf die Degenspitze gesetzt hat, und sich

zuletzt vielleicht auf Eure Thurmwiese in die Höhlen der Waldenser flüchten muß, wenn Ihr mich nicht in Eurem gutkatholischen Hause aufnehmt. Ihr und die Eurigen" — er zeigte auf die zerstreuten Hütten — „seid doch nicht abgefallen? Ich gestehe, daß ich vor einer Viertelstunde selbst in Gefahr der Ketzerei war!"

„Ihr scherzt mit ernsten Dingen," entgegnete Katharina, indem sie ihn einlud, sich auszuruhen und sich nach seinem Führer umsah, den sie jetzt unter dem Baume bemerkte.

„Laßt den vor der Hand!" sagte der Herzog. „Ich mußte Euch aufsuchen, da ich in Eurer Nähe war, wie mir der Herr von Rocheplate berichtete." Er prüfte sie einen Moment scharf, aber er fand kein Zeichen, wonach er spähte: wie hätte es auch anders sein können! — „Ihr lebt hier in einer schauerlichen Einsamkeit und mögt wohl nur von den Adlern und Bären heimgesucht werden. Leider kann ich Euch nicht einladen, wieder nach Turin zu kommen, da meine Hauptstadt und all' meine schönen Schlösser vielleicht schon in Feindeshand sind. Gefällt es Euch denn bei den Thalleuten? Ich muß sagen, daß ich hier nicht allein ein tapfres, sondern auch ein ehrbares und fleißiges Völkchen gefunden habe, dem man in mancher Beziehung Unrecht gethan hat. Wie war doch der hübsche Spottvers aus den Waldenser=

kriegen der Provence vor drei- oder vierhundert Jahren, den Ihr mir einmal an den Bart warfst — wißt Ihr noch?"

Sie wiederholte ihn lächelnd. Er lautete in provençalischer Sprache, welche seitdem untergegangen war:
Que non voglia maudir, ne jurar, ne mentis,
N'occir, ne s'avourar de prenne de aultruy,
Que es Vaudès: li fesons mourir.
Wer nicht will fluchen, noch schwören, noch lügen,
Noch tödten, noch zehren von fremdem Raub,
S' ist ein Waldenser: wir schlagen ihn todt!

„Sehr hübsch!" sagte der Herzog. „Gedenkt Ihr aber Zeitlebens unter diesen Mustern jeglicher Tugend zu weilen, Eure Schönheit und Jugend hier zu begraben? Was fesselt Euch hier?"

Ehe Katharina antworten konnte, trat aus dem Hause ein schlanker Knabe von etwa zehn Jahren, mit blondem Haar und blauen Augen: er stutzte, als er den Fremden sah, ging aber dreist auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Sieh da!" rief der Herzog überrascht. „Ist das —?"

„Das ist mein Sohn," antwortete Katharina und der Knabe schmiegte sich an die Mutter. Victor Amadeus betrachtete ihn mit Antheil, er suchte in seinem Gesicht die Züge seines Vaters, so weit er sich deren noch erinnern konnte.

„Ich wünsche Euch Glück," sagte er dann. „Aber grade Eures Sohnes wegen müßtet Ihr diese Einsamkeit verlassen, er hat Rechte zu fordern und wenn es mir glückt, wie ich überzeugt bin, die jetzigen Widerwärtigkeiten meiner Lage zu überwinden, biete ich Euch meine kräftigste Verwendung an. Euer königlicher Schwager — Ihr wißt doch, daß der Kurfürst von Brandenburg sich zum König in Preußen gekrönt hat? Nun dann seid Ihr der Welt nicht so fern geblieben, als ich glaubte! Der neue König ist dem Kaiser Joseph, meinem Verbündeten, sehr verpflichtet und der Kaiser ein Herr von der ritterlichsten Gesinnung, jung, feurig — seine Verwendung für Euch und Eueren Sohn würde am Hofe zu Berlin von großem Gewicht sein. Ich rathe Euch nach Wien zu reisen. Dort findet Ihr vielleicht auch einen Abgesandten des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der Euch von früher bekannt ist, und Euch gewiß gern seine guten Dienste weihen wird: ich meine den General von Wackerbarth, welcher, seitdem er in Turin so sterblich in Euch verliebt war, eine glänzende Laufbahn gemacht hat."

Der Herzog war auf dem besten Wege, in seinen früheren Ton rücksichtsloser Leichtfertigkeit zu fallen. Katharina nahm, als er sie mit seinen muthwilligen, einer ehrbaren Frau unerträglichen Augen ansah, so=

gleich das Wort und erwiderte ernst: „Ich suche für mich Nichts, wohl aber habe ich Pflichten gegen meinen Sohn und deshalb schon länger den Entschluß gefaßt, in die Welt zurückzukehren, wo ich ihm die rechte Erziehung geben kann. Was mich bestimmt hat, bis jetzt in dieser Einsamkeit zu leben: Eure Hoheit erlassen mir wohl, davon zu sprechen. Mein Sohn ist aber darum nicht vernachlässigt worden. So weit er bis jetzt des Unterrichts benöthigt war, hat er ihn von dem ehrwürdigen Manne erhalten, welcher Eure Hoheit hieher geführt hat: Vater Martin ist hochgebildet und wenn es Gewicht bei Euch hat, aus adeligem Hause, der Oheim Raymonds von Rocheplate."

„Per Dio!" rief der Herzog verwundert. „Und dabei ein Waldenserpriester in Armuth und Dürftigkeit!"

„Fürchten auch Eure Hoheit nicht," fuhr Katharina fort, „daß meines Sohnes Seelenheil durch diesen Unterricht gefährdet werde. Wir sind hier mitten unter den Waldensern gut katholisch geblieben, alle, die sich hier niedergelassen haben und mein Sohn ermangelt der Belehrung im Glauben nicht, da unser Pfarrer, der für die Seelen seiner Kirche zu sorgen hat, nicht weit von hier wohnt. Eure Hoheit können in diesem Punkte über uns Alle ganz ruhig sein."

Der Herzog glaubte eine leichte Ironie in ihrem Tone zu hören. „Vortrefflich!“ sagte er. „Ihr habt Euch aber doch entschlossen, die Regionen des ewigen Schnees und der Murmelthiere zu verlassen, um wieder Blumen und Menschen zu sehen?

„Blumen und Menschen! Ihr solltet Beide hier kennen lernen!“ entgegnete sie. „Doch Eure Hoheit weiß ja, warum ich in die Welt zurückkehren will, und ich nehme die mir gebotene Verwendung für meinen Sohn dankbar an. Die Zeit kann nicht fern sein, wo das Kreuz von Savoyen wieder siegreich leuchten wird, dann, wenn Ihr meines Sohnes gedenken wollt, werde ich Euch segnen. — Erlaubt Ihr aber, daß ich den Vater Martin rufen lasse, während ich gehe, Euer Hoheit einige Erfrischungen zu bereiten?“ Sie wartete die Zustimmung nicht ab, sondern winkte ihrem Knaben, welcher dem Gespräch aufmerksam gelauscht hatte und wie ein Pfeil dahinschoß, seinen Lehrer zu rufen. Der Greis erfuhr jetzt, daß der Jäger, den er heraufgeführt, kein Anderer sei, als der Herzog von Savoyen, es setzte ihn nicht in Verlegenheit, denn Menschenfurcht, wo er bald vor Gottes Thron gerufen werden sollte, war ihm fremd und er lächelte nur, daß Raymond es ihm verschwiegen hatte, seinen Beweggrund ahnte er wohl. Er begrüßte nun seinen Landesherrn mit der

ihm gebührenden Ehrfurcht und Victor Amadeus reichte ihm die Hand. Fast gleichzeitig kehrte auch Katharina zurück, und ihre Dienerin trug auf, was die einfache Wirthschaft für einen so hohen Gast bieten konnte. Der Herzog erkannte auch die Zofe wieder, welche einst in Turin um ihrer Schönheit willen, berühmt gewesen war; wie sehr war sie aber gealtert! Nur ihre Herrin schien die Zaubergabe unvergänglicher Jugend zu besitzen. Eine leichtere Unterhaltung kam jetzt in Gang, an welcher sich auch der Prediger betheiligte, und der Herzog fragte noch viel nach den Verhältnissen der Thäler und ihrer Bewohner, für die er sich besonders zu interessiren schien, aber das Abenteuer, das er mit seiner alten Vorliebe für geheimnißvolle Wege gesucht, hatte für ihn schon seinen Reiz verloren. Katharina war hier noch unnahbarer geworden; ihre Existenz, die er sich in gewisser Weise romantisch gedacht, hatte durch die Sorge um die Wirthschaft, der sie sich unläugbar hingab, und noch um den Knaben etwas sehr Nüchternes, und er fühlte sich bald unbehaglich. Daher verweilte er auch nicht lange mehr, sondern brach auf. Er dankte der Wirthin für ihre Gastfreundschaft, hoffte sie noch in diesem Jahr in Turin wiederzusehen, und versprach ihr von Neuem seine ganze Verwendung beim Kaiser.

„Aber nach Wien müßt Ihr selbst reisen!“ wieder-

holte er. „Madame de Brandebourg besitzt vollkommen die Macht, ihre Sache am besten in eigener Person zu führen.“

„Die Sache meines Sohnes, königliche Hoheit,“ entgegnete Katharina.

„Wie Ihr wollt!“ sagte der Herzog leicht. „Komm her, junger Mensch — Du bist der Sohn eines deutschen Vaters, das kannst Du nicht verläugnen, aber Du siehst Deiner Mutter ähnlich: sei stolz darauf. Ich wünsche Dir Glück für Deine Zukunft, welche Du doch wohl in Deutschland finden wirst. Auf Wiedersehen, Madame de Brandebourg. Führt mich denn in Gottesnamen wieder hinab, guter Herr, bergab geht's schneller, das habe ich jetzt auch in meinen eigenen Angelegenheiten erfahren: Fortuna ist aber wandelbar und ihre rollende Kugel wird mich bald wieder obenauf bringen.“

Mit diesen zuversichtlich ausgesprochenen Worten schied er, und Katharina mit ihrem Knaben begleitete ihn noch bis an den Rand der Matte, wo sie ihm Glück für den erneuten Glanz seiner Krone wünschte.

„Ich hoffe es!“ erwiderte er. „Einem meiner Vorfahren hat schon einmal vor gar nicht langer Zeit die Kaiserkrone gewinkt, zwei deutsche Fürsten haben sich jüngst mit Königskronen geschmückt, einem dritten steht die englische Krone in Aussicht — nun, schöne Frau, dem Hause Savoyen wird es ja auch nicht fehlen.“

„Das also war der Herzog von Savoyen?“ sagte der Knabe, welcher ihm aufmerksam nachblickte, wie er mit seinem greisen Führer den steilen Pfad rasch und mit Verachtung aller Gefahr hinunterstieg. „Den habe ich mir anders vorgestellt!“

„Im Fürstenkleide, mit Krone und Scepter, nicht wahr?“ entgegnete die Mutter lächelnd.

„Das nicht, aber wie einen Ritter! Ein Ritter ist das nicht, er sieht falsch aus, Mutter.“

Sie fragte ihn nicht um Erklärung dieser Aeußerung, welche für sein Alter verwundern konnte. Daß Victor Amadeus bei all' seiner Tapferkeit und Klugheit und was man sonst an ihm pries, kein Ritter war, mochte sie selbst wohl erkennen: ihm fehlte die Treue. Langsam kehrte sie in ihr Haus zurück, das zu verlassen sie schon vor dem heutigen Besuch entschlossen gewesen war. Sie bedachte, was ihr der Herzog gesagt hatte und ihr Blick richtete sich dabei zärtlich auf ihren Sohn, der nicht ahnte, was in ihrer Seele vorging. Welche Stellung in der Welt konnte sie für ihn zu erringen hoffen, arm wie sie war? Er, der Sohn eines Fürsten, rechtmäßig geboren und doch nicht anerkannt: welchen Namen durfte er führen?

Neuntes Capitel.

Eine neue Heimath.

In den Thälern hatte die Erscheinung des Herzogs das kriegerische Feuer des tapfern Bergvolks zur höchsten Glut entflammt. Ihnen, den verkannten und verfolgten Männern, hatte sich der Fürst in die Arme geworfen, auf seine Thalleute noch das letzte Vertrauen gesetzt, sie mußten dem entsprechen, es war eine Ehrensache für sie. Nicht umsonst führte dies Alpenland seit uralter Zeit die brennende Fackel im schwarzen Felde im Wappen, es sollte auch jetzt ein helles Licht in dunkler Nacht sein. Aus dem Lucerner Thal, aus der Perosa und den unzugänglichsten Wildnissen von San Martino, zu denen nur ein Felsenspalt und in diesem eine einzige Brücke über den tief unter ihr durch sein enges zerklüftetes Querthal dahin brausenden Germanico führte, sammelten

sich die streitbaren Männer, deren Waffen eine Zeitlang geruht, seit die Franzosen es aufgegeben hatten, sie in ihren Bergen zu bedrängen, weil sie ihre ganze Macht zur Belagerung von Turin vereinigen wollten. In die Ebene hinab zu steigen und dort den Kampf fortzusetzen, war den Alpensöhnen nicht eingefallen, das ist auch jedem Bergvolke zu widerrathen, das nur an der Brust seiner Mutter, des Gebirges, stets neue Kräfte gewinnt. Jetzt dagegen, wo ihr Fürst sie aufrief, zauderten sie keinen Augenblick, ihm zu folgen, wohin er sie auch führen werde und so fühlte sich denn Victor Amadeus, dem auch vom Lande her neuer Zuzug gemeldet war, stark genug, wieder aus den Bergen herabzusteigen. Er brach hervor, wie ein Sturm, der von der Wetterscheide plötzlich über die Ebene braust; mit leichter Mühe warf er die feindlichen Posten zurück, welche die Ausgänge des Gebirges bewachten, schlug sich durch stärkere Abtheilungen hindurch und führte seine täglich anwachsende Macht bis Carmagnola jenseit des Po, wenige Meilen südlich von Turin, wo er ein verschanztes Lager bezog, um den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten.

Turin war unterdessen durch die fortgesetzte Belagerung hart bedrängt worden, aber wie die Noth auf das Höchste gestiegen war, nahte auch schon die Hülfe. Der Herzog von Marlborough war selbst in Berlin ge-

wesen, um den König Friedrich, welcher schon weit über seine Verpflichtungen hinaus dem Kaiser beigestanden hatte, zu neuen Anstrengungen zu bewegen. So waren denn 8000 Mann unter dem Fürsten Leopold von Dessau nach Italien in Marsch gesetzt worden. Die Preußen hatten dort schon in den ersten Jahren des Krieges bei dem kaiserlichen Heere, das Prinz Eugen geführt, tapfer gestritten und das Land nur mit ihm verlassen, um an den Ufern der Donau die glorreiche Schlacht von Hochstädt gewinnen zu helfen, welche Deutschland von den eingedrungenen Franzosen befreite. Jetzt trafen wieder preußische Truppen bei der Armee des Prinzen ein, mit welcher er nun von den Grenzen Tirols jenen unvergleichlichen Marsch nach Piemont unternahm, der mit Recht als ein Meisterstück der Kriegskunst angesehen wird, weil er unter den schwierigsten Verhältnissen, bewacht von einem überlegenen feindlichen Heere, das nur auf eine Blöße lauerte, um über die Kaiserlichen herzufallen, ohne Magazine und Waffenplätze zur Sicherung des eigenen Rückzuges, bei entnervender Sommerhitze durchgeführt wurde. Es gelang aber dem Prinzen, alle die vielen Flußlinien, wo ihm Gefahr drohte, glücklich zu überschreiten und sich am 29. August mit dem Herzoge von Savoyen zu vereinigen. Die Franzosen sahen nun in ihren Verschanzungslinien vor Turin dem Angriffe der

Verbündeten entgegen, welcher am 7. September erfolgte. Durch die Schlacht von Turin rettete Prinz Eugen seinem Vetter die Hauptstadt und vielleicht Krone und Land: das Haus Oesterreich dem Hause Savoyen! Damals war auch Alles Liebe und Dankbarkeit. Victor Amadeus feierte in Turin die Sieger auf die großartigste Weise: nicht allein seinen Vetter, dessen Kriegsruhm durch diesen Feldzug auf den Gipfel der Bewunderung erhoben worden war, sondern auch den Fürsten von Dessau, den „Bullenbeißer," wie ihn Eugen genannt, weil er in der That mit seinen Preußen bei der Erstürmung der französischen Schanzen über alles Lob angebissen hatte. Nach diesen Festen verfolgte der Herzog auch den Sieg, wie es diesmal in seinem eigenen Interesse lag; es galt, dem Feinde alle Plätze in Piemont wieder zu entreißen und ehe das Jahr zu Ende ging, war das französische Heer nur auf wenige Punkte beschränkt, welche es noch behauptete. Im folgenden Jahre kam es dann zu der berühmten Capitulation, nach welcher die Franzosen Italien ganz räumten und sich nur einen freien und ungehinderten Abzug über die Gebirgspässe ausbedungen, da sie hier mit völliger Vernichtung bedroht waren. — Da flammten die Freudenfeuer auf allen Bergen, die seit alter Zeit dazu gedient hatten, Landsignale zur Erhebung des Alpenvolks zu

geben und in die abgelegensten Thäler drang die Kunde, daß der Boden Italiens vom Feinde befreit sei. Der Krieg sollte nun in Feindesland getragen werden. Dazu aber nahm der Herzog die Freicompagnien, welche seine tapfern Thalleute gebildet hatten, nicht mehr mit sich; den größten Theil derselben hatte er schon entlassen, als er sich mit dem Prinzen Eugen vereinigt hatte und nur eine Schaar von Freiwilligen, die sich gemeldet, war bei ihm geblieben, jetzt ließ er auch diese in ihre Heimath zurückkehren. Raymond von Rocheplate, welcher ihm bisher gefolgt war, beschenkte er mit fürstlicher Großmuth und ermahnte ihn, nun er in Frieden seinen Acker bestellen und den Weinstock pflanzen könne, auch an eine Hausfrau zu denken. — „Ich habe mich überzeugt, daß mein Plan für Euch falsch bedacht war," sagte er. „Ihr seid klug gewesen, Euch das schon längst aus dem Sinne zu schlagen. Wenn Ihr aber doch Euren Wahlspruch: Ich diene und wache — war es nicht so? — festhalten wollt, so besucht baldigst Euren ehrwürdigen Ohm und von dort das weiße Haus, das mir fast den Hals gekostet hat, und sagt Madame de Brandebourg: sie möge den rechten Zeitpunkt nicht versäumen, der sei jetzt gekommen und ich würde meines Versprechens nicht vergessen."

Frau von Brandenburg hatte jedoch schon, dem

längst gefaßten Entschlusse treu, ihre stille Freistatt in der Angrogna verlassen und war nach Turin zurückgekehrt. Mit welchen Gefühlen erblickte sie die wohlbekannten Thürme wieder! Zehn Jahre waren verflossen, seitdem sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, dort war der Friede in ihr Herz zurückgekehrt, nun aber erwachten mit allen Erinnerungen, die sich an die bekannten Stätten knüpften, auch die alten Schmerzen wieder und sie erreichte ihr Haus fast in derselben Seelenstimmung, als sie dasselbe einst verlassen hatte. Die Tante, welche es treu gehütet und die Schrecken der Belagerung tapfer ausgehalten hatte, empfing die heimkehrende Nichte mit Entzücken und freute sich des herangewachsenen Knaben, den sie auf dem Schooße gewiegt und der nun viel größer war, als sie selbst, freilich schien sie auch im zunehmenden Alter viel kleiner geworden, ihr Gesicht besonders. Ihre Freude half Katharina über die Wehmuth, die sich ihrer bemächtigt hatte, leichter hinweg, und bald genug mußte sie selbst die Macht der Zeit bewundern, die auch die schwersten Wunden heilen kann. Wie ruhig dachte sie schon der Tage, wo sie der Verzweiflung nahe gewesen war, wie schaute sie wieder mit neuen Hoffnungen in die Zukunft, um so vertrauensvoller, je freier diese Hoffnungen von aller Selbstsucht waren: sie hatte ja wieder einen Zweck des Lebens gewonnen, diesen verfolgte sie nun auch ungesäumt. Der Herzog

hatte nicht nöthig gehabt, sie daran zu mahnen; sie hatte Raymond nicht mehr gesprochen, denn sie war bereits fern gewesen, als er nach der Heimath zurückgekehrt seinen Oheim aufgesucht hatte, aber daß jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen sei, um für ihren Sohn das Recht eines Namens, der seine ehrliche Geburt außer Zweifel setzte, zu erlangen, war ihr selbst klar und so that sie gleich nach der Ankunft in Turin die ersten Schritte dazu. Ihr Bruder, welcher die Stadt, so lange eine Seite noch offen war, mit vielen andern Familien des Adels verlassen hatte, war längst zurückgekehrt und Katharina hatte ihm auch über ihre Angelegenheiten von Neuem geschrieben, aber er hielt dieselben, seit er in Rom nichts hatte ausrichten können, für eine verlorene Sache und rieth ihr jetzt, sich damit zu begnügen, daß sie trotz des Einspruchs von Seiten des preußischen Königs hier allgemein, auch von der herzoglichen Familie Madame de Brandebourg genannt und damit die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe anerkannt werde.

„Und mein Sohn? Wie soll mein Sohn heißen?" rief sie.

Der Marchese zuckte die Achseln. „Der kann allerdings denselben Namen nicht führen, Du weißt, daß der gute Pfarrer, der ihn getauft hat, bei aller Willfährigkeit nicht anders konnte, als das Kind unter Deinem Namen einzutragen. —"

„Aber das ist ein Widerspruch!“ entgegnete Katharina heftig, sie bezwang sich jedoch und sagte ruhiger: „Wohlan denn, ich werde versuchen, was ich als ein schwaches Weib auszurichten vermag. Recht muß doch Recht bleiben!“

Das ist freilich wahr, aber es gab noch andere Rechte, mit welchen das rein menschliche, das sie in Anspruch nahm, in Widerspruch stand und der kältere Verstand konnte nicht zweifeln, daß der Kampf, welchen die Mutter gegen hergebrachte Satzungen und bestehende Ordnung begann, ein hoffnungsloser sein werde. Dennoch begann sie ihn muthig und traf, nachdem sie den Herzog bei seiner Heimkehr aus dem Felde gesprochen und von ihm neue Zusicherungen seiner Verwendung nebst gutem Rath, der sie jedoch mehr verletzte, als hob, empfangen hatte, ihre Anstalten zur Abreise nach Wien. Diesmal durfte die Tante auf ihre dringenden Bitten sie begleiten, es war kein Grund, ihr dies zu versagen.

Die Herzogin, welche mit ihren Kindern und dem ganzen Hofe von Genua gleich nach dem Entsatze von Turin zurückgekehrt war, hatte Katharina mit der alten Liebe empfangen und ihr den innigsten Antheil an ihrem Schicksal bewiesen. Sie selbst war eine zu zärtliche Mutter, um nicht Katharinas Muttergefühl zu begreifen. Seit sie dieselbe nicht gesehen hatte, war endlich der

Wunsch ihres Gemahls, einen Thronerben zu besitzen, in Erfüllung gegangen: Victor Amadeus, der Prinz von Piemont, war schon acht Jahre alt und sein Bruder Karl Emanuel, welcher Prinz von Aosta genannt wurde, sechs; diese Prinzen waren allein noch der Mutter verblieben, da ihre beiden Töchter in Frankreich und Spanien vermählt und ihre übrigen Kinder schon im zartesten Alter gestorben waren. Sie sprach mit Katharina eingehend über ihre Verhältnisse und äußerte Zweifel, ob der König von Preußen, welcher in der Zeit ihrer Zurückgezogenheit keinen Anlaß zu Reclamationen gehabt, selbst wenn er stillschweigend ihr den Namen ihres Gemals zugestehe, nun wo sie denselben auf ihren Sohn übertragen wolle, selbst einer Verwendung des Wiener Hofes nachgeben werde.

„Ich verlange das nicht, Hoheit!" erwiderte Katharina. „Will er dem rechtmäßigen Sohne seines Bruders nicht den Namen des Hauses Brandenburg gestatten, weil ich, die rechtmäßige Frau des Verstorbenen, nach deutschem Fürstenrecht nicht ebenbürtig bin, so mag er ihm den Namen des schlechtesten seiner Schlösser, ja seines elendesten Dorfes in Brandenburg geben, nur daß er anerkennt, der Knabe sei rechtmäßig sein Neffe." Dreimal hatte sie das Recht in ihrer Rede betont und der Herzogin entging das nicht. Sie vermied

daher, ihre fernern Bedenken zu äußern und wünschte ihr nur den besten Erfolg ihrer Bemühungen.

„Eure Hoheit weiß, daß ich nichts für mich suche," sagte Katharina, als sie von der gütigen Fürstin schied. „Jahre habe ich fern von der Welt gelebt und keinen Wunsch gekannt, als für mein Kind zu sorgen. Wär' es nicht um ihn, ich hätte mein stilles Haus nicht mehr verlassen, aber ich kann nicht anders, und ich weiß, daß ich mein Ziel erreichen werde."

„Gott wird alles zum besten fügen, wenn auch vielleicht anders als Ihr denkt," erwiderte die Herzogin. „Jedenfalls tretet vorsichtig in Wien auf und wenn Graf Wackerbarth, wie der Herzog glaubt, in Angelegenheit seines Herrn dort sein sollte, so verschmäht seinen Rath nicht. Er wird sich glücklich schätzen, Euch dienen zu können."

Auch die Herzogin! Katharina hörte ungern von dem Manne sprechen, der ihr in letzter Zeit nur zu oft genannt worden war. Konnte die Welt denn nichts vergessen? Sie selbst hatte lange nicht mehr der flüchtigen, wenn auch wiederholten Begegnung gedacht, welche schon damals ein seltsames Gefühl, fast wie eines begangenen Unrechts, in ihr geweckt hatte, und nun sie daran erinnert wurde, wachte jedesmal dies Gefühl in ihr wieder auf. Hatte sie denn ein Unrecht gegen den Mann begangen,

der ihr — die Welt hatte es mit schonungsloser Bespottung behauptet — ein Gefühl entgegen getragen hatte, das sie nicht erwidern konnte. Hatte sie etwa ein Spiel mit ihm getrieben, sich von geschmeichelter Eitelkeit bewegen lassen, in ihm falsche Hoffnungen zu wecken? Im reinsten Bewußtsein konnte sie die Hand auf das Herz legen und diese Fragen verneinen! Warum also jene Regung? Sie kämpfte dieselbe nieder und antwortete der Herzogin, daß sie gewiß nicht versäumen werde, eine Bekanntschaft, welche ihrem Sohne so große Vortheile bringen könne, zu erneuern.

Sie faßte nun den Gedanken, welcher ihr zuerst etwas Peinliches gehabt hatte, selbst schärfer in's Auge: ihr war alles unklare Wesen auch an sich zuwider. Wie sie nicht in unbestimmten Hoffnungen, sondern mit einem fest gesteckten Ziel ihre Reise antrat, so prüfte sie sich nun auch, warum sie von dem Gedanken an Wackerbarth und daß er ihr zur Erreichung ihrer Ziels hilfreich sein sollte, peinlich berührt wurde. Sie gewann es sogar über sich, auf der Reise mit ihrer Tante darüber zu sprechen, freilich so, daß ihr Sohn, dessen Verstand sich bereits in überraschender Schärfe zu entwickeln begann, nicht zugegen war. Tante Pia hatte oft genug, als das Unglück hereingebrochen war, daran gedacht, ob ihr Liebling nicht mit dem edlen Manne, der ihr sein

Herz in Treue und Redlichkeit entgegen getragen hatte, ein dauerhaftes Glück gefunden hätte, vielleicht nicht in stürmischer Leidenschaft, dafür aber um so sicherer im ruhigen Hafen der Häuslichkeit. Sie erinnerte sich noch lebhaft des Festabends bei ihrem Vetter Balbiani, wo Katharina den Prinzen zuerst gesehen hatte, für Beide so verhängnißvoll. Sie hatte Wackerbarth wohl beobachtet, wie er, unfähig sich zu verstellen, vor Glück und Freude gestrahlt hatte, als er ihrer Nichte nach langer Abwesenheit wieder nahen durfte und sie ihn wieder so freundlich begrüßte; ihr war dann nicht entgangen, wie er nach der Erscheinung des Prinzen, während des Tanzes und Mahles, nach und nach seine Hoffnungen begraben hatte und die Thränen traten ihr noch heut, wie damals, in die Augen, wenn sie sich des Gedankens erinnerte, der ihr gleichsam prophetisch durch die Seele gegangen war: daß ihr verblendeter Liebling um eines falschen, eingebildeten Glückes willen ein unschätzbares Kleinod von sich stoße! Davon sprach sie jetzt freilich nicht mit Katharina, als diese von selbst über eine mögliche Begegnung mit Wackerbarth in Wien und was ihr der Herzog für diesen Fall gerathen hatte, zu reden begann. Nur das konnte sie sich nicht versagen, sie an ihre Abschiedsworte beim Feste ihres Bruders, als Wackerbarth sich ihr empfohlen hatte, zu erinnern.

„Weißt Du noch? Wir sehen uns noch einmal wieder im Leben, sagtest Du, und er bezweifelte zwar, daß er jemals wieder nach Turin kommen werde, hoffte aber doch, weil sich die Wege des Lebens wunderbar kreuzen, Dir noch einmal zu begegnen. Nun soll es geschehen — möchte es doch recht glücklich für Dich sein!“

„Für meinen Sohn, Tante Pia!“ erwiderte Katharina sanft; aber die Erinnerung an jenen Abend, der ihr Geschick entschieden hatte, weckte den Schmerz in ihrer Seele und die Tante bereute nun, was sie gesagt.

Es war eine lange Reise von Turin bis zur Kaiserstadt und wie die Zeit, wo der erste Schritt für den beabsichtigten Zweck geschehen konnte, sich verzögerte, fing in Katharina's Brust der Zweifel, den die Aeußerungen der Herzogin in ihr gesäet, sich zu regen an. Wenn nun doch Alles scheitern sollte und sie nach fruchtlosem Ringen gedemüthigt mit ihrem armen Kinde, dem sein Recht versagt worden, in die Heimath zurückkehren mußte? Sie erröthete heiß bei diesem Gedanken, und selbst die Rückkehr in ihr Thalhaus hoch in den Alpen erschien ihr jetzt nicht mehr tröstlich. Auch dem treuesten Freunde — Raymond's bleiches Bild tauchte in ihrer Seele auf — hätte sie in dieser Schmach nicht mehr vor das Ant-

litz treten können! Sie schalt sich selbst über den Kleinmuth, der sich allmählig ihrer bemächtigt hatte, aber sie bekämpfte ihn vergebens.

In Wien war Alles geschehen, um ihr die Wege zu bereiten. Ihr Bruder hatte dort, wo im Hof- und Staatsdienste schon seit langer Zeit Männer aus angesehenen italienischen Geschlechtern sich hervorgethan hatten, ebenfalls Verbindungen, auch andere ihrer Verwandten und Bekannten hatten es sich angelegen sein lassen, ihr in Wien die zuvorkommendste Aufnahme zu verschaffen. Der Herzog selbst war, noch ehe er seinen Kriegszug nach Frankreich antrat, des Versprechens eingedenk gewesen, das er unaufgefordert in der Angrogna, da er selbst ein bedrängter und halb verlorener Mann war, der Witwe des Prinzen von Brandenburg gegeben hatte; sein Gesandter in Wien, Graf Tarini, war mit Instructionen versehen und hatte das Fahrwasser bereits sondirt, wobei er allerdings auf viele Klippen gestoßen war. Madame de Brandebourg, deren Schicksal damals, wo es sich gewissermaßen unter den Augen des Prinzen Eugen und der kaiserlichen Officiere erfüllt hatte, auch in Wien bekannt geworden und viel Theilnahme erregt hatte, besonders in den höhern und einflußreichen Frauenkreisen, war jetzt ziemlich vergessen und es hält immer sehr schwer, ein erstorbenes Interesse wieder zu beleben. An maßge-

bender Stelle, auch bei dem preußischen Gesandten, durfte Graf Tarini nicht officiell mit seinen Instructionen hervortreten, und nur eine Ausnahme war ihm gestattet. Dem Grafen Wackerbarth, der in einer besondern Mission, lehnsherrliche Verhältnisse betreffend, in Wien erwartet wurde, sollte er sofort die Verhältnisse und den Zweck, um welchen es sich handelte, offen vortragen und mit ihm, welcher Madame de Brandebourg seine kräftigste Unterstützung widmen werde, berathen, was in dieser überaus delicaten Angelegenheit zu thun sei. Der König von Preußen, das wußte man, war im Punkte der Integrität seines Hauses überaus difficil und man durfte ihn, da er des Kaisers, wie des Herzogs von Savoyen bester Bundesgenoß war, nicht reizen; wohl dreißigtausend Preußen kämpften für die gemeinsame Sache, auch nach Italien war wiederum ein kleines preußisches Corps unter dem Grafen Arnheim gekommen, um an dem wiederholten Einfall in das Dauphiné, wo mehr zu erreichen stand, als im vergangenen Jahre bei der vergeblichen Belagerung von Toulon Theil zu nehmen. In einer Privatangelegenheit, welche den König persönlich irritiren konnte, mußte man also äußerst behutsam verfahren. Graf Wackerbarth war aber noch nicht angekommen, der savoyische Gesandte hatte also für Madame de Brandebourg, als er sie in der für sie gemietheten Wohnung

auf der Tuchlauben empfing, wenig Tröstliches zu berichten, indessen wußte er das mit diplomatischer Gewandtheit zu verbergen und ihr eine Fata morgana der besten Aussichten vorzuspiegeln.

Katharina wurde dadurch in ihrer kleinmüthigen Stimmung aufgerichtet und auch die zuvorkommende Aufnahme, welche sie in vielen vornehmen Häusern fand, diente dazu, sie eine Weile zu täuschen, so daß sie sich zu ihrer eignen spätern Beschämung voreiligen Hoffnungen hingab. Aber ihr Scharfblick sah doch bald auf den Grund und sie mußte sich überzeugen, daß noch kein Anfang gemacht war, die Schwierigkeiten, die ihr entgegenstanden, zu beseitigen, und daß sie selbst ihre Sache führen müsse. Die erste Frage war, ob der Kaiser von ihrer Anwesenheit und der Absicht, welche sie nach Wien geführt habe, unterrichtet sei. Graf Tarini konnte ihr darauf keine befriedigende Antwort geben; er hatte mit dem Oberstkämmerer und dem Obersthofmeister gesprochen und glaubte wohl, daß der Kaiser volle Kenntniß von Allem habe, etwas gewisses hatte er aber nicht erfahren. Katharina beschloß daher, eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen und ihm selbst ihre Sache vorzutragen. Sie wußte ja, daß Joseph ein großmüthiger, hochgesinnter Monarch war, der im Gegensatz zu der ängstlichen Unentschlossenheit seines Vaters und dessen

strengem, fast mönchischem Wesen eine engerische Thatkraft und in aller Beziehung eine freiere Lebensanschauung bewährte; die allgemeine Stimme nannte ihn ritterlich, heiter, freigebig bis zum Uebermaß; warum sollte er ihrem Anliegen nicht gnädig sein Ohr leihen? Es fragte sich nur, und das war eine von den blinden Klippen, auf welche schon Tarini gestoßen war: ob der Kaiser sie unter dem Namen, welchen Katharina seit ihrer Vermählung führte, annehmen werde, ob sie ihm überhaupt als Madame de Brandebourg mit ihrer Bitte um Audienz gemeldet werden könne? Rücksichten gab es doch, welche Kaiser Joseph ehren mußte. Tarini deutete einen Mittelweg an, aber Katharina wies ihn entschieden ab: wie hätte sie sich, indem sie zu ihrem eigenen Namen zurückkehrte, zu dem Eingeständniß entschließen können, welches darin lag! Sie ließ es lieber darauf ankommen und mußte es daher erleben, daß Tarini's Bedenken wohl begründet war. Die obersten Hofchargen wollten die Verantwortung nicht übernehmen, jedenfalls mußten die „Sentiments" Seiner K. K. apostolischen Majestät erst darüber vernommen werden. Der Kaiser wußte von diesen Scrupeln wahrscheinlich nichts und ob sie ihn befragen würden, schien Katharina wenigstens, trotz aller schönen Redensarten, welche sie zu hören bekam, sehr zweifelhaft. Sie blickte wieder mit erschüttertem

Vertrauen in die unabsehbare Ferne von Verhandlungen, und wenn ihr Sohn, der keine Ahnung davon hatte, daß um ihn die Mutter sich Kämpfen aussetze, welche ihre Kräfte zu übersteigen schienen, nach der Ursache ihrer Thränen fragte, küßte sie ihn nur schmerzlich und vertröstete ihn auf die Zukunft, wo sie wieder glücklich und heiter sein werde.

In dieser Niedergeschlagenheit mußte sie den preußischen Gesandten am Kaiserhofe, Baron Bartholdi, empfangen, welcher sich bei ihr melden ließ. Einen Moment überraschte sie dieser Besuch freudig, weil sie darin eine Hoffnung zu erblicken glaubte, daß ihr doch wenigstens Beachtung geschenkt werde, aber sie wurde schnell enttäuscht. Der Gesandte nahte ihr zwar mit aller Ehrerbietung, welche er der Witwe eines brandenburgischen Prinzen aus rechtmäßiger, wenn auch nicht ebenbürtiger und anerkannter Ehe, und ihrem Unglück schuldig war, und sein ganzes Benehmen gefiel ihr sehr wohl, aber er war ein ehrlicher Mann, und glaubte ihr selbst den besten Dienst zu erweisen, wenn er sie vor Schritten warnte, deren Zweck, gleichviel wie, zu seiner Kenntniß gekommen war. Er suchte sie zu überzeugen, daß sein Herr, der König, ihr die aufrichtigste Theilnahme noch immer weihe, und auch die Wünsche ihres Herzens vollkommen achte, daß es ihm

aber aus höheren Rücksichten, deren Wahrung seine heiligste Pflicht als Haupt des Hauses Brandenburg sei, niemals in eine Erfüllung dieser Wünsche willigen könne.

„Ist das Eure Ansicht, oder hat Euch Seine Majestät befohlen, mir diese Eröffnung zu machen?" fragte Katharina; ihren ganzen Muth zusammenfassend.

„Wenn Euer Gnaden mich so gerade fragen," erwiderte Bartholdi, „so haben Sie auch das Recht auf eine grade Antwort. Ja, ich bin von Seiner Majestät ermächtigt, Sie von Allerhöchstdero unwandelbarem Entschlusse zu unterrichten, zugleich aber zu versichern, daß Alles, was sonst Seine Majestät thun kann, um Ihnen Beweise der vollsten Gnade zu geben, unzweifelhaft geschehen wird."

„Ich danke Euch, Herr Baron," sagte Katharina nach kurzem Besinnen, „und bitte auch, Seiner Majestät meinen unterthänigen Dank für die offene und wie es scheint, letzte Erklärung zu Füßen zu legen. — Für die Anerbietungen," setzte sie mit widerkehrender Bitterkeit hinzu, „für die Gnade, die mir statt des Rechtes zu Theil werden soll, hat schon vor langer Zeit Herr von Blumenthal Ihrem Herrn, dem damaligen Kurfürsten, meine Erklärung vorgetragen, auch diese ist unwandelbar."

Bartholdi bat sie, keinem Unwillen Raum zu geben,

wo die Verhältnisse nicht zu ändern seien und empfahl sich mit der Bitte, ihm seinen Freimuth zu verzeihen. Sie that das von Herzen, denn sie zog diese Ehrlichkeit allen nichtssagenden Versicherungen vor und wußte doch nun, daß sie von dem Könige nichts zu hoffen hatte, wenn es nicht vielleicht dem mächtigen Fürworte des Kaisers gelang, ihr wenigstens die letzte armselige Bitte für ihren Sohn gewähren zu lassen. Es galt jetzt nur, sich dies Fürwort zu verschaffen. Auf fremde Vermittelung baute sie gar nicht mehr; sie wollte sich nicht länger durch unbestimmte Vertröstungen hinhalten lassen, sondern dem Kaiser selbst nahen, entweder auf einer seiner Lustfahrten im Prater oder im äußersten Falle auch in der Burg, zu der Stunde, wo Jedermann freien Zutritt zu ihm hatte. Sie hatte sich bis jetzt zu diesem letzten Schritte nicht entschließen können und lieber eine Privataudienz nachsuchen wollen, weil sie nicht öffentlich zum Gegenstande der Neugier werden mochte; nun aber blieb ihr vielleicht nichts anderes übrig. Daß sie dem Kaiser in beiden Fällen ihre Sache nicht mündlich vortragen konnte, war klar, sie setzte daher eine Bittschrift auf, in welcher sie mit hinreißender Beredsamkeit ihr und ihres Kindes Schicksal schilderte und den Kaiser anflehte, ihrem Sohne nur die Anerkennung seiner rechtmäßigen Geburt auszuwirken, möge der König ihm auch den Namen sei-

nes Hauses nicht zugestehen. Als sie die Schrift unterzeichnen wollte, besann sie sich einen Moment: konnte man nicht Bedenken tragen, höchsten Orts eine Bittschrift anzunehmen, welche mit diesem bestrittenen Namen gezeichnet sei? Aber sie wies den Zweifel zurück, sie konnte nicht anders und schrieb mit sichern Zügen unter die Bittschrift: Katharina von Brandenburg.

Der Tante, welche sie täglich mit größerer Sorge anblickte, machte sie kein Geheimniß daraus, daß sie den Kaiser selbst antreten wollte. „Thue das und mache ein Ende," sagte die Tante seufzend. „Ist es Deine letzte Hoffnung und schlägt sie fehl, so denke, daß Gott Dir diesen Wunsch versagt und füge Dich in Seinen Willen. Du reibst Dich auf. Schau nur ein einziges Mal in den Spiegel, dann wirst Du mir Recht geben."

Katharina gehorchte und ein trauriges Lächeln spielte um ihren Mund. Wenn der Herzog von Savoyen sie jetzt gesehen hätte, so würde er nicht, wie droben in der Angrogna, gedacht haben, daß sie das Feengeschenk unvergänglicher Jugend besitze: er würde sie im Gegentheil recht gealtert gefunden haben. — „Sei ruhig, Tante Pia," erwiderte sie. „Ich bin nicht krank. Die Zeit will ihr Recht haben."

„Die Zeit! Wie alt bist Du denn? Zwei und dreißig!" rief die Tante. „Ich hoffe Dich, wenn erst

diese Tage der Spannung und Unruhe vorüber sind, wieder aufblühen zu sehen, wie die schönste Rose."

Vor der Hand war noch keine Aussicht auf ruhige Tage. Katharina suchte mit allem Eifer ihren Entschluß in's Werk zu setzen und sich erst Gewißheit zu verschaffen, wo sie den Kaiser wohl begegnen könne, ohne Gefahr zu laufen, durch seine Begleitung zurückgewiesen zu werden. Sie wollte sich dann nicht, wie eine lästige Bettlerin, in seinen Weg drängen, sondern in würdiger Weise, begleitet von ihrer Verwandten und einer Dienerin ihn antreten und ihm die Bittschrift überreichen, die er dann gewiß, so hoffte sie, selbst prüfen werde. Die Tante mußte daher wiederholt mit ihr ausgehen, um diese Gelegenheit zu ermitteln, welche sich ihr jedoch noch immer nicht bieten wollte.

Verstimmt darüber, dem Troste der Tante wenig zugänglich, kehrte sie einmal zurück, wo sie schon mit Bestimmtheit auf ein endliches Gelingen gerechnet und sich doch wieder getäuscht hatte.

„Willst Du nicht auf den Rath hören, welchen Dir neuerdings Graf Tarini gegeben hat?" fragte die Tante kleinlaut. Tarini hatte nämlich geschrieben, daß ihm der sächsische Hofrath Seligmann, welcher in Abwesenheit des Bevollmächtigten die Gesandtschaftsgeschäfte führte, die in den nächsten Tagen bevorstehende Ankunft des

Reichsgrafen von Wackerbarth gemeldet habe, er selbst hatte daran den Rath geknüpft, diese abzuwarten und dann durch den Grafen, der beim Kaiser in hohen Gnaden stehe, einen letzten Versuch zu wagen.

„Ich werde morgen in die Burg gehen zur allgemeinen Audienz,“ war Katharinas Antwort auf die Frage der Tante. Da kam ihr der Knabe entgegen, mit hellen Augen und wichtiger Miene.

„Hier ist ein fremder Herr gewesen, der nach Dir gefragt hat,“ sagte er zur Mutter, welche, mit ihren Gedanken beschäftigt, diese wohl öfter gehörte Botschaft gleichgültig aufnahm. „Er hat mich dann gefragt, ob ich Dein Sohn sei,“ fuhr der Knabe fort, „und dann hat er mich geküßt und die Thränen standen ihm dabei in den Augen.“

„Katharina!“ rief die Tante ergriffen.

„Wer war dieser Herr? Hat er sich nicht genannt?“ fragte Katharina nun auch voll Antheil. Der Knabe verneinte die Frage und beschrieb ihn nach Kinderart, woraus die Frauen sich kein Bild machen konnten. Es verging jedoch nur eine kurze Zeit nach ihrer Heimkehr, so wurde der Graf von Wackerbarth gemeldet.

„Bleibe hier, ich bitte Dich!“ rief Katharina, als die Tante sich entfernen wollte.

Wackerbarth trat ein, der Moment des Wieder-

sehens nach so langer Zeit und unter diesen Verhältnissen war auch für ihn überwältigend. Katharina ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die er mit tiefer Bewegung küßte. Beide vermochten nicht gleich, das erste passende Wort zu finden und die Tante hatte die Hände gefaltet, wie zu einem stillen Gebet! „Seid mir gegrüßt," sagte Katharina endlich, die sich zuerst gefaßt hatte. „Wir haben uns lange nicht gesehen, aber ich wußte es, daß wir uns nochmals begegnen würden."

Er hatte nun auch die feste Haltung wieder gefunden und antwortete, wie es der Augenblick gebot. Er mußte berühren, was sie erlebt hatte, aber er that es so schonend, und antheilsvoll, daß es ihr, wie von einem wahren Freunde, nur tröstlich sein konnte. Auch der Marchesa wendete er sich zu, und diese war von jeher für ihn eingenommen. Wackerbarth war schon bei seiner letzten Anwesenheit in Turin ein ganz anderer Mann gewesen, als da er zuerst, als junger Mensch auf dem Balle des französischen Gesandten erschienen war; jetzt stand er in reifern Jahren und nachdem die Bewegung der ersten Momente, welche auch sein edles, fühlendes Herz ergriffen hatte, bezwungen war, gab sein ganzes Wesen, wie seine Rede davon Kunde, daß er ein Mann von hoher geistiger Bedeutung war, auch wenn man nicht gewußt hätte, zu welcher Lebensstellung ihn dieselbe emporgehoben hatte.

Die Tante hatte sich von dem ersten Augenblicke an, daß sie wieder von ihm gehört, sehr genau über seine Lebensverhältnisse unterrichtet, welche man in Turin zwar nicht, hier aber desto genauer kannte. Wackerbarth war im Kriege gegen die Türken, Schweden und Franzosen durch seine Verdienste rasch emporgestiegen, von seinem Herrn, dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, zum Generallieutenant, vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben worden und jetzt als außerordentlicher Gesandter hier, wo er im Namen seines Herrn die Kursächsischen Reichs- und die Böhmischen Lehne vor dem Kaiserlichen Thron empfangen hatte. Man erzählte noch davon, mit welcher Pracht er seine Auffahrt gehalten, mit zehn Karossen, davon sechs mit sechs Pferden bespannt gewesen, und wie er die Rede, in welcher sein Hofrath Seligmann gegen den Reichs-Vicekanzler Grafen Schönborn stecken geblieben, unvorbereitet aufgenommen und bewundernswerth zu Ende geführt habe. Von dieser „Grandeur," wie es die Tante in Gedanken nannte, trug er jetzt in seinem Gespräch nichts zur Schau, er war herzlich und eingehend auf Alles, was ihm gesagt wurde. Wie alt mochte er wohl sein? Diese Frage sprang plötzlich in der kleinen Tante auf. Gewiß hatten die Anstrengungen des Krieges ihn nicht verschont, aber er war noch

immer das Bild gesunder Manneskraft, wenn er vielleicht auch schon die Mitte der Vierzig überschritten haben konnte. Und so würdig dabei, so adelig seine Haltung und doch voll Bescheidenheit — gegen Damen wenigstens, denn in andern Regionen ist allzu große Bescheidenheit nicht immer zu empfehlen. Die Tante war von Neuem ganz bezaubert von ihm.

Auch Katharina hatte Vertrauen zu ihm gewonnen, und ihm, da er sie offen darum bat, ihre Hoffnungen und Wünsche für die nächste Zukunft mitgetheilt. Er verhehlte ihr nicht, daß auch er kaum an deren Erfüllung glaube, aber erbot sich, die Bittschrift, von welcher sie gesprochen, sicher und ohne eine Mittelsperson in die Hände des Kaisers gelangen zu lassen, auch sonst zu thun, was in seinen Kräften stehe; den Kaiser selbst anzutreten oder in der allgemeinen Audienz zu erscheinen, widerrieth er ihr.

„Was sollte ich thun!" antwortete sie tiefbewegt. „Ich hatte ja keinen Freund, der sich meiner annahm."

„Wollt Ihr mich als Euren Freund ansehen und mir vertrauen?" fragte er mit herzlichem Tone.

Sie reichte ihm stumm die Hand und er empfahl sich bald darauf.

„Das ist ein Mann!" rief die Tante. „Auf den kann man bauen, wie auf einen sichren Felsen."

Einige Tage vergingen, ehe Wackerbarth, welcher die Bittschrift in Empfang genommen hatte, etwas von sich hören ließ. Als er endlich kam, sah Katharina auf den ersten Blick, daß er ihr keine freudige Nachricht bringe und sie drückte unwillkürlich ihren Sohn, der eben bei ihr war, an ihre Brust. Dann hörte sie, was sie schon geahnt hatte. Der Kaiser war voll Theilnahme für sie, er wußte bereits um Alles, hatte auch die Bittschrift in Wackerbarths Beisein gelesen und mit ihm darüber gesprochen, auch war er geneigt, der armen Dame, wie er sich ausgedrückt, eine Privataudienz zu ertheilen, aber — Wackerbarth sprach es offen aus — zu erwarten war hier nichts. Er hatte Katharina nie anders als Frau von Salmour genannt, und wie der aufrichtige Freund ihr auch nicht verhehlte, es war fast unmöglich, daß er einen Schritt bei dem Könige von Preußen unterstützen konnte, nachdem er sich von dessen entschiedener Willensmeinung indirect genau hatte unterrichten lassen.

„So ist denn Alles umsonst!" sagte Katharina trostlos. „Mein armer Sohn!" Sie bat Wackerbarth, ihr einige Zeit zu gönnen, sich zu überlegen, was er ihr gesagt und sie bald wieder zu besuchen, damit sie dem Freunde dann sagen könne, was sie beschlossen. — „In

meine Heimath kehre ich nicht zurück! Ich will meinem Kinde, dem selbst ein Name verweigert wird, eine neue Heimath suchen."

Wackerbarth war auffallend bewegt, er schien etwas auf dem Herzen zu haben, aber er sprach es nicht aus und Katharina errieth es nicht. Noch an demselben Tage jedoch schrieb er an sie. Es war ein Brief in edelster Weise, würdig wie es seinen Jahren ziemte, und ohne Schwärmerei abgefaßt, dessen Inhalt jedoch Katharina Anfangs erschreckte. Er drückte ihr aus, daß er von dem ersten Augenblicke an, seit er sie gesehen, eine ernste Neigung für sie gefaßt und diese bewahrt habe, so daß er sich zu keiner andern Wahl habe entschließen können; er sprach dann in zarter Schonung über sie selbst, daß er sich wohl bewußt sei, auf kein anderes Gefühl Anspruch machen zu dürfen, als auf ihre Freundschaft, aber er warb dennoch um ihre Hand, da er hoffen dürfe, daß sie in einem auf Freundschaft und Achtung begründeten Verhältniß nicht unglücklich sein werde, an seiner Seite eine neue Heimath zu finden, welche sie ja zu suchen entschlossen sei. Ihrem Sohne biete er seinen unbescholtenen Namen, da er, wenn sie seiner Bitte Gewährung schenke, denselben adoptiren und ihm stets ein treuer und liebender Vater sein wolle, so wahr ihm Gott helfe.

Katharina las den Brief zum zweiten Male mit andern Gefühlen, sie wurde tief ergriffen und weinte lange. Dann aber faßte sie sich und trug ihn hinüber zu ihrer Tante, welche staunend kaum ihre Freude bemeistern konnte. „Was wirst Du thun? Du wirst ihn doch nicht zum zweiten Male zurückstoßen?“ rief sie.

„Nein,“ antwortete Katharina sanft. „Ich werde thun, was mir Gottes Fügung gebietet.“

So ruhig sprach sie! Konnte die Tante aber verlangen, daß sie ihr Jawort aus innigen Beweggründen geben sollte? Gott mußte man danken, daß sie es überhaupt gab und die ruhige Vernunft mehr zu Rathe zog, als bloße Gefühle. Mit der Zeit, davon war die Tante fest überzeugt, werde Katharina, wenn sie erst des edlen Mannes Werth recht erkannt und den schönen, kurzen Traum ihrer Jugend mehr vergessen habe, auch ihre Liebe dem Gemahle zuwenden, und dann vollkommen glücklich sein.

Katharina forderte keine lange Bedenkzeit, sie antwortete Wackerbarth schon am folgenden Tage und er kam mit freudigem Herzen, die Bestätigung seines Glückes aus ihrem Munde und ihrem seelenvollen Auge zu empfangen. Die Verlobung würde in aller Stille gefeiert, dann aber sogleich öffentlich bekannt gemacht. Sie war eine Zeit lang das Tagesgespräch in

den vornehmen Kreisen Wien's. „Wissen Sie schon, Madame de Brandebourg —?" lautete fast überall die Anrede, wo sich Bekannte trafen und alle Welt wußte es schon, und wünschte Glück dazu, denn man fand die Parthie „sehr vernünftig." Damit war denn auch die lange, unangenehme Verwickelung, welche der Diplomatie unlösbar gewesen, beseitigt, und man konnte auf die Allerhöchste Zufriedenheit rechnen.

Auch die Vermählung wurde in aller Stille noch zu Wien gefeiert, wo Graf Wackerbarth zugleich die Adoptionsurkunden vollzog, welche seinem Stiefsohne Joseph Anton Gabaleon den Namen eines Reichsgrafen von Wackerbarth-Salmour beilegte. Beide Acte konnten nicht lange verschoben werden, weil der Krieg den Grafen, nachdem seine Mission zu Wien erfüllt war, bald wieder in das Feld rief. Er führte jedoch, ehe er zur Armee abging, seine Gemahlin mit ihrem Sohne in die neue Heimath, welche er ihr in dem schönen Dresden bereitet hatte. Hier fühlte sie sich bald so wohl, daß sie nur selten noch mit einiger Sehnsucht an Italien dachte, und dann war es nicht Turin, sondern ihr stilles Haus in der Angrogna, das ihre Gedanken in Anspruch nahm. Der Tante aber, da sie ihren Liebling nun geborgen sah, bemächtigte sich das Heimweh; es gefiel ihr zwar gut aber Alles in Dresden, war ihr zu fremd, sie selbst zu

alt, wie sie sagte, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen; täglich sprach sie von den Freunden und Verwandten in Turin und Katharina fragte sie endlich liebreich, ob sie nicht dahin zurückkehren wolle, um auf diese Weise die Verbindung zwischen ihr und ihrer alten Heimath zu bilden. Sie nahm dies Erbieten, mit Thränen und vielen Betheuerungen, wie schwer es ihr falle, aber doch mit Freuden an und trennte sich mitten im Winter von ihrer Nichte und dem Knaben, an dem sie auch sehr hing. Ein fleißiger Briefwechsel sollte sie dafür trösten.

Der Krieg, wie viele Jahre auch noch bis zum Frieden vergehen mußten, erlaubte doch nach damaliger Führung dem Grafen Wackerbarth oft, das Glück seiner Ehe auf längere Zeit zu genießen. Die Feldzüge begannen spät im Frühlinge und endigten früh im Herbst, die Truppen bezogen Winterquartiere und die höheren Führer, selbst viele andere Officiere, konnten Monate lang bei ihren Familien leben. So hatte Graf Wackerbarth nach seiner Vermählung der Belagerung von Ryssel in Flandern beigewohnt und war dann mit seinem Könige, der sich incognito dort eingefunden hatte, nach Dresden zurückgekehrt, das folgende Jahr rief ihn wieder nach den Niederlanden, wo er bei der Belagerung von Tournay war und in der Schlacht von Malplaquet, der blutigsten des ganzen Krieges, kämpfte. Hier wurde er

auch dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten, vorgestellt, der ihn nach seiner Gemahlin und seinem Stiefsohne fragte, wie auch der König Friedrich schon bald nach der Vermählung Katharina seine oft versicherte Gnade durch Herrn von Blumenthal mit einem reichen und geschmackvollen Geschenk „für die Frau Reichsgräfin von Wackerbarth“ bethätigt hätte. Ob sie es noch mit dem andern Zeichen seiner Gnade vertauscht hätte, das ihr Streben als Frau von Brandenburg gewesen war?

Aus der Heimath bekam sie zuweilen auch Nachrichten, sowohl von der Tante, als von ihrem Bruder. Der Herzog war von seinem siegreichen Einbruch, den er mit 30,000 Mann über den Mont Cenis nach Frankreich unternommen hatte, zurückgekehrt und ruhte seitdem auf seinen Lorbeern, da er sich für den kommenden Frieden alle Vortheile, die zu erringen waren, gesichert hatte. Drei Grenzfesten und das schöne Thal von Clusone, das mit seinen Waldenserthälern zusammenhängt, verblieben ihm dann auch. Ein Auftrag zarter Natur, welchen die Tante Crescentini übernommen hatte, war von ihr zu Katharinas voller Befriedigung ausgeführt worden: sie hatte Raymond von Rocheplate gesprochen, ihm Katharinas Verbindung mitgetheilt und von ihrer Nichte noch

einen Gruß und Dank für seine stets bewiesene Treue ausgesprochen, endlich aber ihn bewogen, das kleine Gut in der Angrogna, das sie nie wieder sehen werde, als ein Pfand ihres Andenkens von ihr anzunehmen: sein Werth lag ja nur eben darin, an sich hatte es keinen. Leider hatte die Tante nicht geschrieben, wie er das Alles aufgenommen habe, Katharina vermißte es, aber sie mochte nicht danach fragen. Aus Turin hörte sie dagegen mehr, als sie interessirte. Die Kinder der Gräfin Verrua hatten von ihrem Vater den Titel Hoheit bekommen, von der Mutter verlautete nichts mehr.

Wien sah Katharina zum zweiten Male wieder, als ihr Gemahl nach dem plötzlichen Ableben des Kaisers Joseph, mit welchem so viele Hoffnungen für Oesterreich zu Grabe gingen, als Gesandter dahin ging, um den beiden verwitweten Kaiserinnen, der Kaiserin Mutter und der hinterlassenen Gemahlin des Verewigten, die Condolenz seines Königs abzustatten. Wackerbarth wurde dabei zum Wirklichen Geheimen-Rath und Cabinets-Minister ernannt. Er begleitete dann seinen Herrn nach Polen und Pommern und erst nach dem Frieden war ihm ein längeres Bleiben in Dresden gestattet. Hier bot ihm sein Amt als General-Intendant der Civil- und Militärgebäude einen großen öffentlichen Wirkungskreis, und

Dresden verdankt ihm viele seiner herrlichen Bauten; in seinem eigenen Hause lebte er nur seiner Gemahlin und der Erziehung seines Sohnes, welche er mit gewissenhafter Sorge leitete: eigene Kinder schenkte ihm Katharina nicht und der Sohn des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der nun seinen Namen führte und gleich ihm eine hohe Stellung in Sachsen erlangte, ist der Ahnherr seines eigenen Geschlechtes geworden.

Katharina hatte an der Seite ihres Gemahls ein ruhiges Glück gefunden, wie es ihrem Herzens Bedürfniß war; ihre Liebe freilich konnte sie nur einmal verschenken und den schönen Traum ihrer Jugend vergaß sie nimmer, aber sie hatte ihrem Gemahl eine herzliche Zuneigung geweiht und die Treue, mit welcher er für ihren Sohn sorgte, knüpfte das Band zwischen ihnen immer fester. Aus der Heimath hörte sie später nur noch gelegentlich etwas, Tante Pia war gestorben. Der Herzog von Savoyen hatte sich nun auch die Königskrone gewonnen, indem der Kaiser ihm Sicilien überlassen, das er jedoch später mit Sardinien vertauschen mußte. Von ihm wurde Katharina erst ein Zeichen seines Gedenkens zu Theil, als er mit dem Könige von Polen, mit welchem er, man weiß nicht recht wodurch veranlaßt, neuerdings eine besondere Freundschaft geschlossen, kostbare Geschenke wechselte: prächtige, golddurchwirkte Ta-

peten gegen Meißner Porcellan in jenen barocken und frivolen Tafelaufsätzen, wie sie noch in altem Familienbesitz sind. Mit dieser Sendung kam auch ein Handschreiben des Königs Victor Amadeus an den General Grafen Wackerbarth, in welchem er seiner früheren Anwesenheit in Turin erwähnte und ihm Glück wünschte, die Perle der italienischen Frauen seine Gemahlin zu nennen; für Katharina war ein Billet der Königin, begleitet von einem kostbaren Ringe, hinzugefügt. Sie las die freundlichen Worte der Fürstin mit stiller Wehmuth, weil jede Nachricht aus der Heimath alte Erinnerungen weckte; den Ring legte sie zu der vertrockneten Alpenrose, welche sie einst beim Scheiden von der Angrogna gepflückt hatte. Jene Zeit lag weit hinter ihr, sie hatte die neue Heimath lieb gewonnen und die Auszeichnung, mit welcher sie in Dresden überall behandelt wurde, konnte ihr an äußern Ehren wohl Ersatz für das zweifelhafte Recht bieten, dem sie entsagt hatte. Die glänzende Laufbahn ihres Gemahls gehört der Geschichte an; er wurde nach dem Tode des bisherigen Obercommandanten, Baron Janus von Eberstedt, zum Gouverneur von Dresden und zum Ritter des Weißen Adler-Ordens ernannt, und später zum Feldmarschall. Der Kaiser, der König von Preußen, welcher ihm besonders die Einnahme von Stralsund, wo der scandinavische Löwe Karl XII. sich noch gehalten,

verdankte, und andere Fürsten ehrten ihn durch Auszeichnungen, auf die er stolz sein konnte. Aber sein wahres Glück fand er nur im Besitze der edlen und hochsinnigen Frau, welche seinem Herzen erst die Befriedigung gewährte, die weder Rang, noch Ehren an sich geben können. Daß auch Katharina sich glücklich fühlte, bestätigte ihm jeder Lebensabschnitt auf's Neue und so segnete er denn die Stunde, in welcher er sie einst in ihrer Heimath kennen gelernt hatte.

Ende.

die socialen Zustände Frankreichs zur Zeit der Juliregierung und wird derselbe sicher auch in Deutschland diejenige Anerkennung finden, welche der so beliebte Erzähler verdient.

Bezugsbedingungen:

1. Der **„Belletristische Salon"** wird in Lieferungen von **6 Bogen** 8. in Umschlag geheftet in eleganter Ausstattung erscheinen; 24 **Lieferungen** — wovon monatlich zwei ausgegeben werden — bilden einen Jahrgang.
2. Jede Lieferung kostet für Subscribenten bei der Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Jahrganges nur

   30 kr. Oest. Währ. = 5 sgr. Pr. C.

   Einzelne Romane und Lieferungen werden nur zum doppelten Subscriptions-Preise abgegeben.
3. Jeder Abnehmer erhält mit der letzten, 24. **Lieferung gratis als Prämie** zum **„Belletristischen Salon 1863"** eine schön colorirte Lithographie:

   Schloß Runglstein in Süd-Tirol,

   welche ich eigens anfertigen ließ.
4. Alle Subscribenten, welche den Betrag von **7 fl. 20 kr. Oe. W. = 4 Thlr. Pr. C.** für den ganzen Jahrgang auf einmal und in **Voraus bezahlen,** erhalten diese schöne Prämie in den allerersten Abdrücken bereits mit der **zweiten Lieferung gratis.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Wien, im Juni 1863.

Die Verlagshandlung
Herm. Markgraf
Wollzeil 9 (neu).

reichhaltigen belletristischen Bibliothek geboten, welche in gleichförmiger, bequemer Ausstattung hervorragende Erzeugnisse der beliebtesten deutschen Schriftsteller auf dem Felde des historischen und socialen Romanes in sich vereinigt.

Inhalt der Jahrgänge 1858—1862.

XIII. Jahrgang. 1858.

Band	1	**Gerstäcker**, Der Flotbootmann.
„	2— 3.	**Schücking**, Aus den Tagen der großen Kaiserin.
„	4— 7.	**Arming**, Van Hoboken.
„	8— 9.	**Burow**, Lebensbilder.
„	10—11.	**Fritze**, Vorwärts!
„	12—13.	**Guseck**, Aus eig'ner Kraft.
„	14—16.	**Ring**, Neue Stadtgeschichten.
„	17	**Mundt**, Cagliostro in St. Petersburg.
„	18—19.	**Grabowski**, In Wald und Schloß.
„	20—23.	**Scherr**, Joh., Michel.
„	24	**Holtei**, Die Töchter des Freischulzen.

XIV. Jahrgang. 1859.

Band	1— 3.	**Boelte**, Frau von Staël.
„	4	**Mügge**. Täuschung und Wahrheit.
„	5	**Mühlbach**, Die letzten Lebenstage Kartharina II.
„	6— 7.	**Hoecker**, Der beseelte Schatten.
„	8	**Grabowski**, Die Emigranten.
„	9	**Burow**, **Julie**, Künstlerliebe.
„	10—11.	**Schücking**, Die Rheiderburg.
„	12—14.	**Fritze**, Ernest Octav.
„	15—17.	**Otto**, **Louise**, Nürnberg.

Band 18—19. **Breier,** Die Zauberflöte.
„ 20 **Taura,** Die Malerin von Dresden.
„ 21—23. **Ring,** Eine arme Seele.
„ 24 **Hoefer,** Vergangene Tage.

XV. Jahrgang. 1860.

Band 1 **Scherr, Joh.,** Rosi Zurflüh.
„ 2— 5. **Guseck,** Im Strom der Zeit.
„ 6 **Roskowska,** Polnische Mütter.
„ 7 **Hoefer,** Eine Geschichte von damals.
„ 8 **Mühlfeld,** Gefangen und befreit.
„ 9—11. **Boelte,** Maria Antonia.
„ 12—15. **Fritze,** Gertrud.
„ 16—17. **Proschko,** Pugacew.
„ 18—20. **Taura,** Zawis von Rosenberg.
„ 21 **Schregel,** Der Fürstensohn.
„ 22—24. **Mühlbach,** Kaiser Leopold II. und seine Zeit.

XVI. Jahrgang. 1861.

Band 1— 2. **Corvinus,** Der heilige Born.
„ 3 **Fritze,** Die Erben von Wollun.
„ 4— 7. **Norden,** Columbus.
„ 8— 9. **Hoefer,** Der große Baron.
„ 10—11. **Proschko,** Ein böhmischer Student.
„ 12—13. **Mühlbach,** Franz Rákóczi.
„ 14—17. **Hellmuth,** Apoll von Byzanz.
„ 18—20. **Otto,** Schultheißentöchter von Nürnberg.
„ 21—22. **Lubojatzky,** Eine lateinische Czarin.
„ 23—24. **Schücking,** Eines Kriegsknechts Abenteuer.

XVII. Jahrgang. 1862.

Band 1— 3. **Burow,** Ein Bürgermeister.
" 4— 5. **Fritze,** Idalium.
" 6— 9. **Mühlfeld,** Ehre.
" 10—12. **Buch,** Kinder der Zeit.
" 13—14. **Guseck,** Karl X. Gustav.
" 15—17. **Wachberg,** Theist und Atheist.
" 18—19. **Haas,** Die Passauer in Prag.
" 20—22. **Schirmer,** Fabrikanten und Arbeiter.
" 23—24. **Frick,** Die opfernden Götter.

Gratisprämie zum Jahrgang 1862: „Die Entdeckung des Karlbader Sprudels." Lithographie.

Bei Abnahme von **weniger** als **24** Bänden tritt ein erhöhter Preis ein.

Wien, im Juni 1863.

Herm. Markgraf,
Verlagsbuchhandlung, Wollzeile Nr. 9.

Druck von J. A. Massanetz.